



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waik

Professor der Philosophie zu Marburg.

Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt

von

Dr. Georg Gerland

Oberlehrer am Stadtgymnasium zu Halle.

Sechster Theil.

Mit zwei Karten.

VANF. 111 13, 144

Leipzig, 1872.
Friedrich Fleischer.

A n t h r o p o l o g i e

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waik

Professor der Philosophie zu Marburg.

Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt

von

Dr. Georg Gerland

Oberlehrer am Stadtgymnasium zu Halle.

Sechster Theil.

Mit zwei Karten.

VANF. 31. 1872. 484

Leipzig, 1872.

Friedrich Fleischer.

Literatur.

- Arbousset, Tahiti et les îles adjacentes (1862—5). Paris 1867.
Askew, a voyage to Australia and New Zealand. London 1857.
Aube, l'Océanie en 1869. Revue des deux mondes tome 89, p. 440 f.
Basler Missions-Magazin 1816—1856. Evangelisches Missions-Magazin, neue Folge 1857—1870.
Bechtinger, ein Jahr auf den Sandwichinseln. Wien 1869.
Behm, geographisches Jahrbuch 1866.
Behr, über die Urbewohner von Adelaide. Monatsberichte der geogr. Gesellschaft zu Berlin, neue Folge 5, 89 f.
Bernaldez, reseña hist. de la guerra al sur de las Filipinas sosten. contra los piratas. Madrid 1857.
Bligh a, Reise von Tofoa nach Timor, Forsters Mag. V.
Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte u. Missionsgeographie. 3. Ausg. Calw u. Stuttgart 1863.
Bowen on the new Settlement in Rockingham-Bay, Journ. of the R. Geogr. Soc. 35, 191 f.
Browne, James, die Eingeborenen Australiens.*) Petermanns Mittheilungen 1856, 443 f. (Derselbe Aufsatz steht im Nautical Magazin Sept. u. Oct. 1856)
De Bruijn Kops, bydrage tot de kennis der noord- en oostkusten van N. Guinea in natuurkund. tydschr. v. nederl. Indie 1, 169 f. 1849.
Büchele, Australien in der Gegenwart. Stuttgart 1856.
Burkhardt, kleine Missionsbibliothek. 4. Bd. Bielefeld 1861—2.
Burns, Missionary Enterprises in many Lands. London 1845.
Castella, les squatters Australiens. Paris 1861.
v. Chamisso, gesammelte Werke. 6 Bde. Leipzig 1836—9.
Church Missionary Gleaner. London.
Die Colonie Victoria, Melbourne 1861, übersetzt von Roewp.
Court, Exposition of the relation of the Brit. government with the Sultan of Palembang, London 1821. •
Dampier, Voyage aux terres australes, trad. de l'Anglais. Amsterdam 1705; 1712.

*) Browne hat in Australien gelebt und zwar im Südwesten, an König Georgs Sund. Er kam um 1830 dorthin und hat mit den Eingeborenen den genauesten Verkehr gehabt.

The Wesleyan Missionary Notices.

Wilhelmi, a. Sitten und Gebräuche der Port-, Pinfeln-, Eingeborenen. Aus allen Welttheilen 1. Jahrg. 1870*).

Williams and Calvert, Fiji and the Fijians; extended with notices of recent events by J. Calvert. Edited by G. St. Rowe. London 1870).**

Wood, Will. Maxw. Wandering sketches of people and things in South America, Polynesia, California. Philadelphia 1849.

*) Ist eine meist verkürzte und wenig veränderte Uebersetzung der „manners an customs.“

**) Wo diese neue (dritte) Ausgabe des Buches gebraucht ist, welche sich übrigens nur durch die Darstellung der neuesten politischen Verhältnisse wesentlich von der früheren unterscheidet, ist es besonders bemerkt.

haben nicht nur das Vorrecht größerer Arbeitslosigkeit, auch bessere, ja überreichliche Nahrung steht ihnen zu, während die anderen oft geradezu darben müssen; sie haben bessere, kühle und schützende Wohnungen, reichlichere Kleidung: und so finden wir überall die Vornehmen wie heller und schöner, auch in Wuchs und Stärke so viel mehr entwickelt als das Volk, dem sie oft wie Riesen gegenüberstehen, daß man sich beim ersten Anblick ganz natürlich versucht fühlt, einen so verschiedenen Menschenschlag durch verschiedene Abstammung zu erklären.

Es läßt sich ferner nicht leugnen, daß auch zwischen den östlichen und westlichen Stämmen Polynesiens nicht unbedeutende Unterschiede herrschen: diese aber erklären sich durch die lange Abgeschlossenheit beider in verschiedenen Gebieten zur Genüge. Stärker sind natürlich die Unterschiede zwischen Polynesien und Mikronesien. Dumoutier (d'Urville b Anthropol. 110) nennt den marianischen Schädel flacher als den polynesischen, mehr tagalisch, was freilich nach v. d. Hoeven's Messungen vom karolinischen Schädel nicht gilt, der verhältnißmäßig höher ist, als sogar der Schädel der Sandwichinsulaner, da letzterer eine weit größere Breite besitzt; allein kleiner ist der karolinische doch als alle polynesischen Schädel (Welker, anthropol. Revue 1, 157). In der Hautfarbe sind die Mikronesier etwas heller als die Polynesier (Hale 71; Gulik 416); ihre Gestalt ist zierlicher, behender; ihr Ausdruck ist lebhafter; ihre Nase vorstehender, gebogener und weniger platt (Gulik eb.); jener nach Hale für die Polynesier streng charakteristische Zug, daß die Nase vorn platt gedrückt erscheint, tritt also bei den Mikronesiern minder scharf hervor.

Gehen wir nun zur Betrachtung der einzelnen Gruppen über, so können wir Samoa und Tonga gemeinschaftlich behandeln.

Die Eingeborenen beider Archipele, welche Erskine (155) einander durchaus ähnlich nennt, sind wohlgebaut und kräftig, aber ohne das allzureichliche Fleisch der tahitischen oder hawaiischen Vornehmen zu haben (Hale 10). Der Wuchs der Samoaner war groß, nach la Perouse (2, 218) fast immer gegen 6' hoch, denn Männer, welche nur 5' hoch waren, fielen wegen ihrer Kleinheit auf; die Muskeln dieser Riesenkörper waren sehr gut entwickelt, ihre Kräfte übertrafen die der Europäer, wozu der beständige Ausdruck von Trotz und Wildheit gut paßte (eb.). Auch neuere Reisende stimmen hiermit

nicht selten (Willes 2, 398), doch behauptet Dieffenbach (Ausland 1855, 107) gegen Shortland, es sei beim Volke häufiger, als bei den Fürsten, was durchaus glaublich erscheint. Von Farbe ist es schwarz oder braun und dann oft mit Neigung zum Krauswerden (Cook 1. R. 2, 182, 3. R. 1, 168), ja röthlich nach Dieffenbach (2, 7 f.). Kinder haben bisweilen Flachshaare (Angas 1, 309); graue Haare und Kahlköpfigkeit kommt vor, ist aber selten (Ernise 280).

Die Eingeborenen am Ostkap (Polak Barb. 1, 360), welche von anderer Abstammung als die übrigen Maori zu sein behaupten, sollen kleiner, schwächer, dunkler als alle übrigen sein — was Dieffenbach (2, 11) zwar nicht bestätigt fand, was aber, wenn es wahr ist, sich sehr leicht erklärt. Diese Eingeborenen sind ein zurückgedrängter Stamm, welcher durch seine elende Lage auch jenes elende Aeußere nach und nach bekam. Vieles spricht genügend dafür, daß wir ihre dunkle Farbe nur solchen äußeren Umständen, nicht der Einmischung von fremdem Blute zuzuschreiben haben. Zunächst das sporadische

Es giebt noch einige ganz verwilderte Männer in den wildesten Gebirgen der Nordinsel, die Maeros mit langen Haaren, Nägeln u. s. w. und die Ngatimamoe auf der Südinsel, letztere ein verdrängter und jetzt gänzlich herabgekommener Stamm, der einst mächtig gewesen sein soll, erstere flüchtige Maori, Sklaven, Verfolgte, welche den wilden Männern auf Tahiti ganz gleich stehen. (Hochstetter 58, f.).

Es bleibt jetzt noch einzelnes zu besprechen über. Anlage zum Fettwerden haben die Maori nicht. (Cook 1 R. 2, 282; Dieffenbach 2, 7.) Was das Gesicht betrifft, so ist ihr Mund echt polynesisch, voll, mit besonders starker Oberlippe (Angas 1, 309; Thomson 69), die Zähne breit, eben, weiß, und meist gut (Cook 1 R. 3, 36), doch stehen sie schief, als beim Europäer, (Thomson review 489), die Nase gerade oder römisch gebogen, immer aber breit und an der Wurzel eingedrückt (Thomson eb Taylor 184 f.) auch weniger hervorspringend als beim Kaukasier (Thomson review 489) und an der Spitze dick (Cook 3 R. 1, 168), das Auge schwarz, sehr beweglich und ausdrucksvoll, (Cook eb. Dieffenbach 2, 7 f.), doch bisweilen auch braun, (Angas 1, 309. Thomson 71) und bei einzelnen Individuen (nach Taylor 184 f. bei sehr vielen, wovon die übrigen Berichterstatter nichts wissen) schiefstehend, (King und Fitzroy 2, 569) daher es wohl kommen mag, daß Hale (11), King und Fitzroy (2, 507) die Maori den Amerikanern, Taylor sie den Chinesen ähnlich fand. Die sclerotica soll nach Gaimard (bei d'Urville a 2, 277) schmutzig gelb sein. Ihr Bart wird, obwohl er von Natur stark ist, meist ausgerissen (Dieffenb. 2, 56), wo er aber bleibt, ist er schwarz und zottig (Forster Bem. 212); ihre Gliedmaßen sind minder behaart als beim Europäer, (Dieffenbach eb. Thomson 69 f.) Ihre Züge sind oft den Europäern ähnlich und von europäischer Mannigfaltigkeit (Cook 3. R. 1, 168; Quoy bei d'Urville a 2, 273). Ihre Stimme ist hoch, zurücklaufend, nicht breit, (Thomson 69 f.), der längere Durchmesser meist größer, als beim Europäer, die Schläfen nicht hervortretend, das Hinterhaupt gut entwickelt (Dieffenbach 2, 7 f.), was indeß nicht immer statt hat; Reppius (Müllers Archiv 1847, 505) fand es ganz flach. Dieser auffallende Unterschied erklärt sich daraus, daß auch in Neuseeland die sonst in Polynesien so verbreitete Sitte herrschte, das Hinterhaupt

künstlich abzuplatten (Baseler Wiss. Magazin 1836, 601 nach Yate); daß aber diese Sitte hier überhaupt nicht oder doch zu Dieffenbach's Zeiten nicht mehr allgemein im Gebrauch war. Merkwürdig ist, daß die Schädelknochen eine größere Stärke als die der Europäer haben (Dieffenbach 2, 7), ja Polak fand sie an einem Maorischädel einen halben Zoll dick. Mißbildungen und Körpergebrechen sind nicht seltener als in England (Thomson 73), auch Albinobildungen mit blauen Augen kommen vor (Dieffenbach 2, 7 f.). Daß ihnen ein Wort für blau fehlt, (Thomson 83), theilen sie mit vielen Naturvölkern.

Wohl kein Volk der Südsee ist soviel beschrieben, als die Tahitier. Zunächst macht sich hier der Unterschied zwischen den Vornehmen und dem Volke geltend, der gleich den Entdeckern auffiel. Während die Durchschnittsgröße des Volkes etwa 5' 7—10", der Weiber 5) 4—6" war (Wallis 1, 254, Garnot bei Duperrey Zool. 523), so war der Adel meist an 6' und drüber groß und die Weiber nicht viel kleiner (Cook 1. H. 2, 185. Forster Bem. 206) ja Forster

Der Schädel ist eigenthümlich: oblong, seitlich zusammengedrückt, mit niedriger Stirn, welche aber äußerlich durch Ausbrennen des Vorderkopfs (Rodriguet revue des deux mondes 1859 2, 64) hoch erscheint; der Nacken ist wie bei den Hawaiern stark entwickelt (Vinc. Dum. 2, 92). Auch hier ist der Hinterkopf schief nach vorwärts wie abgeschnitten (Meier in Meukels Archiv 1828, 4, 37). Zu erwähnen ist noch, daß das Haar blond, braun oder schwarz, schlicht oder gekräuselt, doch nicht wollig (Marchand 1, 114) ist. Der Begriff wollig ist verschieden zu fassen und so brauchen wir hier keinen Widerspruch mit der obigen Bemerkung Krusensterns zu sehen. Die Nase ist gerade oder gebogen, meist ein wenig platt, doch nie häßlich, der Mund proportionirt, aber mit vollen Lippen (Rodriguet revue des deux mondes 1859, 2, 611).

Nirgends in ganz Polynesien ist der Unterschied der Stände rücksichtsloser durchgeführt, als auf Hawaii; daher zeigt sich auch in der leiblichen Erscheinung des Volkes eine so große Verschiedenheit, daß sich noch Du Petit-Thouars (1, 387) zu der Meinung

noch haben diese oft einen eigenthümlich milden Gesichtsausdruck (King a. a. O. 415) sowie sehr schöne Hände. Unmuthig sind sie nur gleich nach der Geschlechtsreife, im 10. oder 12. Jahre, da sie bald nachher dick und häßlich werden (Jarves 79).

Von hoher Schönheit aber sind die Hainpflinge. Ihre Größe ist enorm, 6' 5" nach Reares 1, 11 und Rehen 162; Pasi, den Virgin sah, war 3 $\frac{1}{2}$ Elle groß (1, 258). Die Weiber sind nicht kleiner, und ihr Körperbau ist dieser Größe entsprechend entwickelt. Die Weiber jedoch werden nach der ersten Jugend geradezu unförmlich, denn ihr Fleisch, was freilich in den Augen ihrer Männer als Schönheit gilt, wächst dann ins Unermeßliche und hängt in dicken Falten herab, so daß ihre Unmuth und Beweglichkeit sich gleichmäßig verringern (Jarves 77). Doch meint Cheever, daß sie in europäischer Kleidung nicht übermäßig abschreckend wären. Diese enorme Korpulenz ist nur Folge der zu guten Pflege, welche ihnen von Jugend auf zu Theil wird. Allein es gab unter ihnen auch anders gestaltete, Lamehameha selbst, der aus einer Seitenlinie der königlichen

in den Urtümern (Krausen 1. 175). Das Durchbohren des Nasenkorrels, welche Sitte im nordwestlichen Polynesien vorkam, erwähnt Coof 1. H. 3, 47) auch von einem Neuseeländer, der eine Plume in der Nasenöffnung trug. Es ist hier nur ein vereinzelter Fall, der im östlichen und centralen Polynesien keine Analogie hat. Lange Nägel, welche sorgfältig rein gehalten wurden, obwohl man sie bisweilen gabelnlang wachsen läßt (Forster Bem. 515), trugen die Häuptlinge in Tahiti an einem oder an allen Fingern (Forster Bem. 243; Bougainville 176), welche Sitte gleichfalls in Malaisien, in Mindanao, in Java herrscht (Forster 515); in Polynesien haben wir sie schon an einigen Orten gefunden; sowie wir auch schon das Ausrupfen der Körperhaare, welches fast überall herrscht, erwähnt haben.

Dieselbe Art der Beschneidung, welche die Orang Benna in Malakka haben (1. Heft des 5. Bandes 176), herrscht auch auf den meisten Gruppen Polynesiens: sie besteht darin, daß schon in früher Jugend die Vorhaut aufgeschlitzt wird, welche Ceremonie für Tahiti, wo sie der Priester besorgt (Forster Bem. 462), weiläufig von An-

andere hatten Quadrate, Kreise, Halbmonde, Menschen, Vögel, Hunde ziemlich roh eingeritzt, wovon indeß manches eine geheimnißvolle Bedeutung hatte. Am dichtesten waren die Zeichnungen vom Gürtel bis an die Kenden (Cook a. a. O., Forster Reise 2, 70). Die Zeichnungen selbst konnte man willkürlich wählen, und so waren namentlich beliebt Kolospalmen, Brodbäum mit herabhängenden Windenranken, Früchte sammelnde Knaben, Männer im Gefecht triumphirend über todte Feinde oder ein Mann, der den todten Feind in den Tempel als Opfer trägt; dann alle Arten Thiere, Hühner, Hunde, Fische; ferner Waffen u. s. w. Ellis 1, 267. Auch auf Waïhu waren zu Behrens Zeit (87) die Männer fast ganz tattuiert mit Vögeln und Thieren; als Mörenhout (1, 24) sie besuchte, fand er diese den Neuseeländern ähnlich, die Weiber von den Fersen zu den Knien, und an Stirn und Lippen mit Punkten bezeichnet. Chamisso sah ein Muster, das aus lauter Längsstreifen bestand (138); die Frauen fand du Petitthouars 2, 230, nur um den Mund, am obern Rand der Stirn und an den Schenkeln tattuiert. Schouten erzählt (Diar. 23 f.) daß auf Sondergrond (Tataroa und Takapoto) die Einwohner Zeichnungen von Eidechsen, Schlangen u. s. w. trugen. Sonst glichen die Muster der Paumotuaner den tahitischen, nur daß sie plumper waren (Hale 40; Ellis 1, 264). Die Anaaner tattuierten sich nur mit Kreuzlinien, die Bewohner der östlichen Inseln überhaupt nicht (Hale 40), Kreuze und Quadrate bilden die Muster der Marotonganer (eb.).

Je vornehmer und älter ein Marlesaner ist, um so reicher ist er tattuiert (Porter 2, 11), so daß im hohen Alter alle Glieder, bei sehr vornehmen Personen, wie beim König, dem Hohenpriester, auch das Gesicht, das sonst häufig frei bleibt und die fahlgeschorenen Stellen des Kopfes tattuiert waren (Melville 1, 180; Krusenstern 1, 171; 126). Die Muster sind ähnlich wie die neuseeländischen, arabeskenartig, doch hatte man auch gewürfelte, man zeichnete concentrische Kreise, längliche runde Figuren u. dgl. auf, welche an entsprechenden Körpertheilen, z. B. den Wangen, den Beinen, einander gleichfalls entsprechen (Marchand 1, 117; Krusenstern 1, 172). Die Linien sind indeß hier breiter als zu Neuseeland und häufig zeichnet man Thiere zwischen sie hinein (Ellis 1, 264); Fische und andere Gestalten sah Marchand (1, 81). Ist das Gesicht tattuiert, so zeigt es

gewöhnlich ein streifiges Muster (Melville 1, 151; 161; 2, 19; Mörenh. 123). Krusenstern 1, 72, fand die Weiber daselbst an Händen, Armen, Ohren und Lippen, Melville (1, 167) nur mit 3 Punkten auf den Lippen und zarten Linien auf den Schultern tattuiert. Merkwürdig ist noch, daß die Reichsten (und also Vornehmsten) denen große Speisehäuser gehören, bestimmte Tafelgenossen von gleicher und ganz fester Tattuirung haben (Krus. 1, 177); und daß ferner jede vornehme Familie mit einer anderen Familie in Beziehung steht, von der sie tattuiert wird, welches Verhältniß erblich ist (Matthias G*** 130). Auch zeichneten sich verheirathete Weiber nach Melville 2, 121 dadurch aus, daß sie an der rechten Hand und dem linken Fuß tattuiert waren. Die Muster auf Hawaii waren plump, zwar reich, aber nicht regelmäßig (Ellis 1, 264; Chamisso 150); auch hier wurden sie gewöhnlich nur auf den Armen, den Beinen und der Brust (Hale 41) angebracht. Auch die Zungenspitze wurde tattuiert, aber nur bei Weibern und nur zum Zeichen der Trauer (eb. Cook 3. R. 3, 429). Die Samoaner waren nur von dem Gürtel bis zu den Knien tattuiert; es sah aus als ob sie dunkelblaue Hosen trügen (Turner 181 f.; Hale 39). Ebenso war es in Tonga; doch wurde hier auch die Eichel tattuiert, was sehr häufig Schwellung und Eiterung der Inguinaldrüsen veranlaßte. Die Weiber waren nur an den Fingern, sonst nicht tattuiert (Forster Reise 2, 70; Mariner 2, 265 f.). Der Tui-tonga, der höchste Herrscher der Insel, war ganz frei von dieser Operation (Cook 3. R. 2, 101; Mar. 2, 79).

Jetzt ist diese Sitte so ziemlich überall abgeschafft, theils durch den Umgang mit den Europäern ohne besondere Absicht, theils aber auch durch den Eifer der Missionäre, da sich mit dem Tattuiren sehr viel Unsittliches verband (Ellis 1, 264 f.; Turner 181 f.). Virgin fand sie nicht mehr im Gebrauch (2, 37); nur auf dem Marquesas soll sie noch herrschen (Ausland 1868, 487), was bei der abgelegenen Lage dieser Inseln begreiflich ist; und so mag sie sich auch sonst noch an minder besuchten Orten, wo die Eingeborenen ihre Eigenthümlichkeiten länger bewahren konnten, erhalten haben; sicher aber, um bald für immer zu erlöschen. Doch wird sie z. B. in Savaii (wohin deshalb auch viele Tonganer fahren) noch heimlich und gegen den Willen der Missionäre ausgeübt (Hood 124).

Ueber die Entstehung und eigentliche Bedeutung dieser Sitte ist

ein heiliges Geschäft, (Mathias G*** 130), welches vom Priester oft im Tempel und unter bestimmten religiösen Ceremonien (Ellis 1, 264) vollzogen wurde. Bei jeder erneuten Operation wurden neue Gebete gesprochen, während derselben feierliche Gesänge ausgeführt (Taylor 154; Thomson 75). In den unbesuchtesten Theilen des Oceans wo sich polynesishe Sitte am reinsten bewährt hat, ist die Heiligkeit der Tattuierung noch so streng, daß z. B. Chamisso auf Ratal sie trotz wiederholtem Versuche nicht erlangen konnte. An anderen Orten, (z. B. auf Tobi, Pidering 280) sollten alle Fremden mit Gewalt tattuiert werden, „denn, sagte der Tobite Parabua zu Horaz Holden wenn ein Engländer nicht von einem Tobiten tattuiert wird, so muß er sterben, Harris (der Gott der Insel Bd. 5, S. 136 f.) kommt und tödtet ihn“ — also auch hier war die Ceremonie von den Göttern verlangt. Wenn aber jetzt in Tahiti und Nukuhiva fremde Matrosen leicht es erreichen tattuiert zu werden, so ist darin nur eine Entartung des Ganzen zu sehen. Denn überall stand ursprünglich die Operation unmittelbar unter dem Schutz der Götter. In Tahiti bestand die Sage, daß zwei Söhne des Taaroa — daß Taaroa (Tangaloa) genannt ist, beweist für das Alte der Sage und Sitte — die Tattuierung erfunden hätten, um dadurch ihre schöne Nichte, welche in strenger Haft und engem Gewahrsam gehalten wurde, hervorzulocken, und ihrer Liebe zu genießen. Beides gelang, und diese beiden Götter, sowie das Mädchen und seine Mutter, die Tochter und Gemahlin Tangaloas sind in Tahiti Schutzgötter der Operation (Ellis 1, 263). Eine ähnliche Mythe herrscht auf Samoa, wohin zwei Gottheiten, Taema und Tilafaiinga von Fidschi herübergeschwommen sein sollen, unter dem beständigen Gesang: „tattuir die Männer, nicht die Frauen“; sie sind nun Schutzgötter dieser Kunst.

Warum war nun aber das Tattuiren so heilig? warum führte man es auf die Götter selbst zurück? Jene Sagen, die gewiß erst einer späten Zeit angehören, geben darüber keine Auskunft.

In Neuseeland heißt die Tattuierung moko, Eidechse, Schlange; Hales Deutung von den schlangenähnlichen Linien ist nicht richtig, da diese Linien erst späteren Ursprungs sind. Allein Eidechsen, Schlangen, Fische, fanden wir überall häufig aufgezeichnet und Schouten fand 1616 dies Muster in Paumotu als einzig gebräuchliches. Wie nun, wenn das Bild dieser Thiere für die Tattuierung von ganz be-

sonderer Bedeutung war? Es ist deutlich, wie dann der neuseeländische Name eine wirklich feste Bedeutung gewinnt.

Die Eidechse aber oder Schlange (auch der Hai wie in Mikronesien oft) war ein vielfach heiliges Thier. So in Neuseeland selbst, wo die Götter und die Geister der Verstorbenen vielfach die Gestalt einer Eidechse annehmen (Polak 1, 241; Shortland 73; Thomson 1, 113). Auch in der tahitischen Mythologie spielt die Schlange ihre Rolle als Inkarnation dämonischer Mächte (Mörenhout 1, 447); ebenso in Tonga (Geschichte 47) und Samoa (Hood 130). Die Neuseeländer hatten eine abergläubische Furcht vor großen Eidechsen, welche in ihren Bergen sich aufhalten sollen (Hochstetter 266) und die Verehrung des Krokodils, welche auch auf den westlichen Karolinen sich finden soll, herrschte auf Timor, Java, Sumatra, auf Celebes bei den Bugis und den Makassaren, auf Borneo und den Philippinen (Epp 139 1, Rougemont le peuple primitif 1, 334; Sal. Müller 1, 397), ja die Bewohner von Buro wollen sogar von einem Krokodil abstammen (v. d. Hart in Bullet. soc. geogr. 1855, 2, 192).

Kobong hat (Aussterben 34 f.). Ganze Völker in Amerika, Afrika, Polynesien stammen von solchen Thieren ab. Und wie nun auch bei den südlichen Völkern Nordamerikas die Tattuirung nationales Zeichen war, indem der Fremde, der in den Stamm aufgenommen wurde, diese Marke gleichfalls aufgezeichnet erhielt (Band 3, 95); so lag dem Tattuiren bei den Polynesiern gewiß derselbe Gedanke ursprünglich zu Grunde: man malte sich das Zeichen des Gottes auf, dem man angehörte, sei es als Einzelner, sei es als Stammgenosse; vielleicht auch schmückte man sich mit der Marke beider Götter, des Schutzgeistes und des Stammgottes. Diese Zeichnung mußte dauerhaft sein, deshalb rißte man sie in die Haut. Auch die Zeit, in der man sich diese Bilder einrißte, stimmt mit der, in welcher man Totem und Kobong bekam, überein: es war die Zeit der beginnenden Geschlechtsreife und diese gewiß deshalb, weil man nur den fertigen, selbständigen Menschen für fähig hielt, Eigenthum der Götter zu sein. So entspricht die Tattuirung also unserer Confirmation einigermaßen. Man begreift nach allem diesem, warum der in der Operation Befindliche tabu war: der Gott senkte sich mit seinem Bild auf ihn nieder und heiligte ihn und seine Umgebung durch den Einzug; man begreift, wie man von der Tattuirung sogar einen gewissen moralischen Einfluß erwarten durfte (Ellis 1, 263). Nun erst begreift sich auch der höchst merkwürdige Zug, daß der Tuitonga und ebenso in Neuseeland die Häuptlinge, welche zugleich Priester und heilige Person sind, weder beschnitten noch tattuiert wurden (Mariner 2, 79; Wakefield 1, 64); daß das gemeine Volk ebensowenig tattuiert werden durfte, daß Weiber diesen Schmutz in viel geringerem Maaß erhielten, daß aber, je vornehmer einer war, er denselben um so reichlicher besaß. Denn der Tuitonga, das geistliche Oberhaupt der Inseln, und jene heiligen Häuptlinge gelten selbst als Gottheit, da sie Stellvertreter der Gottheit sind und bedürfen also keines Schutzgeistes mehr, auch nicht den des Stammes, denn sie selbst sind ja Gottheit auch für den Stamm. Das gemeine Volk aber hatte nach polynesischer Auffassung keine Seele, konnte also mit den Göttern in keiner Verbindung stehen und daher auch keinen Schutzgeist haben. Finden wir nun dennoch Spuren von Tattuirung auch bei ihm, so beruht das wohl nur auf Entartung späterer Zeit. Die Weiber standen aber überhaupt so tief unter den Männern in allen ihren Rechten, sie waren durch eine solche Menge religiöser Satz-

welche aber sich in späterer Zeit fast mit Nothwendigkeit aus den alten heiligen Grundlagen entwickeln mußten. Von hier aus ist es nur noch ein Schritt zu der Auffassung, nach welcher die englischen Bücher das Tattuzichen des weißen Mannes heißen, wobei man sich nur über die unnütze Wiederholung desselben Zeichens wunderte (Hale 76). Ferner liegt es nah, daß man die Tattuirung einfach als Gedächtnißzeichen brauchte, wie z. B. Lütke (eb.) einen Mann erwähnt, der sämtliche Inseln des Ozeans nach ihren Zeichen auf seinem Leibe eintattuiert trug, oder Hale (eb.) eine Frau auf Ponapi, welche alle Vorfahren ihres Mannes sich auf den Arm hatte einzeichnen lassen. Doch könnte letzteres noch religiöse Bedeutung haben. Später war es ganz gewöhnlich, sich Erinnerungszeichen an Schlachten, große Festlichkeiten, Menschenopfer, ja an einzelnen besonders freudvolle Schmausereien eintattuiren zu lassen. (Coulter 212. Langsdorff 1, 103). Nicht bloß Erinnerungszeichen ist es indeß, wenn zu Raiatea (Forster Bem. 374) die Mannbarkeit der Mädchen (die stets mehr oder minder feierliche Ceremonien herbei führte) durch bestimmte Tattuirung angezeigt wurde. Die Muster, welche man sich als Erinnerung an eben Verstorbene einpunktiren ließ, hatten wohl ursprünglich religiöse Bedeutung; dieser Gebrauch mischte sich mit den Selbstverwundungen, die man sich im Uebermaaß des Schmerzes beibrachte. „Größer als mein Schmerz ist meine Liebe“, sagte eine hawaiische Fürstin, als sie sich zu Ehren ihrer verstorbenen Schwiegermutter die Zunge tattuiren ließ (Ellis 4, 180; Byron 131; 136).*)

Noch größere Verblaffung der ursprünglichen Bedeutung dieser Sitte ist es denn, wenn sie nur noch als Schmuck dient, wie in Tahiti und überall da, wo sie den ganzen Körper bedeckt, also wie in Neuseeland. Doch auch hier zeigen sich noch bedeutsame Spuren: so die tahitischen Darstellungen die wir vorhin erwähnten, von getödteten, im Triumph davon getragenen Feinden u. dergl. Was man sich am meisten wünschte, das zeichnete man gleichsam als gutes Omen durch diese heilige Kunst und Art auf den Körper. Und auch in Tahiti, waren jene Thierbilder noch von geheimnißvoller Bedeutung,**) obwohl

*) Auf die gleiche semitische Sitte (Lev. 19, 28; 21, 5), ist vielfach hingewiesen.

**) Vielleicht auch die häufig eintattuirten Kolospalmen, da auch in diese die Götter sich häufig niederließen.

des Gottes versah. Man sollte erwarten, daß man auch die weibliche Scham tattuiert habe; und wirklich finden wir diese Sitte auf den Fidjiiinseln (Mariner 2, 267). Allein gerade diese Theile zu tattuiren war besonders gefährlich, besonders schmerzhaft, und so kam diese Sitte früh ab, wie ja auch die Beschneidung und die Tattuirung selbst ganz aufhörte auf einigen Inseln.

Man schloßte die Vorhaut auf, um den den Göttern besonders heiligen, lebenspendenden Theil nicht zu verhüllen; man band ihn (aber wohl erst viel später, als sich polynesishe Eigenthümlichkeit streng entwickelt hatte) wieder zu, um den Theil, der wegen seiner Heiligkeit streng Tabu d. h. den Göttern angehörig war, den Blicken der Menschen zu entziehen, damit kein Bruch des Tabu entstehe.*)

Wir sind hiermit schon weit über die Darstellung der physischen Eigenthümlichkeiten hinausgegangen und müssen nun die **culturhistorische Schilderung** der Polynesier, welche wir hiermit schon begonnen haben, allseitig zu vollenden suchen.

Zunächst besprechen wir die Kleidung.

Das Haar tragen die polynesischen Männer meist lang und schlingen es auf dem Hinterkopf meist in einem Knoten zusammen. Die Weiber scheeren es meist kurz ab (Tahiti Cook 1. R. 2, 187; Neu-Seel. eb. 3, 40; Samoa Turner 205 f.; Tonga Virgin 2, 70); auch die Kinder trugen kurzes Haar, das auf Tonga mit Bimstein abgeschoren wurde (Mariner 2, 282). Oder man schor das Haar ab und behielt nur eine Locke (wie die samoanischen Frauen) an der linken Schläfe oder je eine auf beiden Seiten des Hauptes (Samoa Turner 205 f.; Martes. Krusenst. 1, 175). Die Hawaierinnen trugen nm die Stirn einen aufrecht stehenden längeren Kranz weißgebeißter Haare, bisweilen auf der Stirn eine violett gebeißte, nach hinten liegende Locke; die Männer verschnitten das Haar helmförmig und beißten nur die Spitzen weiß (Chamisso 150; Freyc. 2, 579). Beizen der Haare durch eingestreuten Muschelsalt ist gar nicht selten (Samoa Turner 205; Tonga d'Ewes 135; Tahiti Forster Bem.).

*) Die jüdische Beschneidung ist im wesentlichen nicht anders aufzufassen. Sie wird Gen. 17 von Gott geboten, zugleich wird dort dem Abram der Name Abraham „Vater der Menge“ gegeben und ihm eine zahllose Nachkommenschaft versprochen. Er seinerseits soll dafür die Beschneidung einführen. Man sieht hier deutlich den Zusammenhang: für die versprochene Nachkommenschaft wird Gott das lebenspendende Glied geweiht.

von Kokoslaub, turbanartige Kopfbedeckungen u. dgl. kommen überall vor; auf Tonga und Hawaii trug man sie nur im Krieg, auf Tonga wurden sie jedoch auch bei schwerer Arbeit vom Volke und Nachts von den Vornehmen getragen, vor denen das Volk bei Todesstrafe immer sein Haupt entblößen muß (Mariner 1, 167; Turnbull 265, Cook 1. R. 2, 190; Jarves 57). Aus Gras geflochtene Fächer hatte man auf den Markesas; sonst brauchte man ein Bananenblatt als Schirm (Krusenst. 1, 176; Turner 205).

Der Stoff zu den erwähnten Kleidern ist verschieden; theils werden sie aus Matten geflochten, welches indeß zu Tahiti nur die Männer trugen (Mörehout 2, 120), theils bereitete man ein eigenthümliches Zeug aus der Rinde einzelner Bäume, des Brodfruchtbaums, einiger Ficusarten (*prolixa*, *tinctoria*) und vor allen Dingen der *Broussonetia papyrifera*, welche mit großer Sorgfalt und in verschiedenen Abarten gezogen wird (Ellis 4, 109). Die Bereitung dieses Zeuges schildert Mörehout (2. 113 f.) für Tahiti; da indessen diese Schilderung im wesentlichen für ganz Polynesien gelten kann, da ferner die Bereitung dieses Zeuges, des Tapa, für das ganze polynesishe Leben ein charakteristischer Zug ist, so wollen wir hier kurz Mörehout folgen. In den für die Tapabereitung eigens bestimmten Häusern hatte man Tafeln von braunem, hartem, tönendem Holze, welche bis zu 20 oder 30' lang auf Ständern, also hohl standen. Nachdem nun die Rinde, welche man verarbeiten will, zunächst in Wasser erweicht, die äußeren grünen Theile abgeschabt und der so entstandene Bast wieder ins Wasser gelegt ist, breitet man denselben auf jenen Tafeln aus und klopft ihn mit einem sehr eigenthümlichen Hammer von hartem, schwerem Holze, der etwa 1' lang und 2" breit, vier übers Kreuz gestellte Schlagflächen hat, von welchen drei verschieden breit gestreift, die andere aber carrirt ist (Ellis 4, 110). Mit allen diesen 4 Flächen wird das Zeug geklopft, indem man mit der größten anfängt. Feines Zeug wird länger geklopft als grobes. Die präparirten Rindenstücke legte man so neben einander, daß sie sich mit den Rändern deckten und indem man die Ränder mit Leinwasser verflechte oder aber durch festes Hämmern die Fasern haltbar in einander wob, brachte man Stücke von 6—9' Breite und 150' Länge hervor (Forster Bem. 384; Cook 3. R. 2, 106; Ellis 4, 111). Auch flebte man auf diese Weise durch Hämmern mehrere Stücke überein-

3. N. 1, 169). Noch höher wurden Mäntel von Kiwifedern geschätzt, (Taylor 397) wie denn auch sonst Federmäntel verfertigt wurden, indem man in sehr feines Mattengeflecht die Federn mit einflocht. Der berühmteste und köstlichste von allen ist der Federmantel der hawaiischen Könige (Jarves 57). Auf Hawaii gibt es ein kleines nicht häufiges Vögelchen, welches unter seinen Flügeln ein oder zwei kleine glänzend goldgelbe Federn hat. Aus diesen Federchen, welche man den gefangenen Vögeln ausriß, ist nun der ziemlich große Mantel gebildet, ein Werk, ebenso staunenswerth wegen der Arbeit und Geduld die es erforderte, als in seinem Werth unschätzbar. In Tahiti, Samoa und sonst waren namentlich Matten mit eingewobenen rothen Federn köstlich; der Gürtel mit welchem der junge König bei seiner Thronbesteigung bekleidet wurde, war auf diese Weise verfertigt. Auch sonst dienten Federn, vorzüglich rothe, zu begehrttem Schmuck, der ferner namentlich aus Blumenfränzen, die man um Hals und Nacken trug, einzelnen Blumen, Muscheln und Walfischzähnen, in Ketten, Perlen, welche klein und schlecht gebohrt, aber gut gefärbt sind, rothen Abrußfrüchten welche man auf schildförmige Brettchen klebte, Ketten von Pandanuschuppen u. dergl. besteht. (Belege zahllos: z. B. Cook 1. N. 2, 191; 3, 45; 3. N. 1, 205; 3, 430 f.; Behrens 88; Krusenstern 1, 173; Melville 2, 63; Wallis bei Schiller 1, 257; Meyen 132; Turner 203 f. u. f. w.). Auf dem blumenarmen Neuseeland ist Blumenschmuck jetzt nicht sehr beliebt, weil man „Blumen nicht essen kann“, wie ein Eingeborener zu Dieffenbach sagte (2, 55); doch war es früher anders, denn in den alten Sagen bei Grey spielt Blumenschmuck keine unbedeutende Rolle. Eigenthümlich ist dagegen für diese Insel der sehr hoch geschätzte Grünstein, welchen sie zu allerhand Götterfiguren und sonstigen Gestalten geschnitten im Ohre und am Halse tragen (Taylor 149; Cook 1. N. 3, 45). Ein merkwürdiger Schmuck, der in ganz Polynesien zum höchsten Prunkte getragen wird, ist geflochtenes fremdes Haar. So haben die Marlesanerinnen Bänder aus Menschenhaar geflochten um Arm und Bein (Melville 1, 151). Menschenhaare als Verzierung der Waffen und Keulen wurde hier (wie von den Uritao der Marianen) sehr hochgeschätzt, und Cook sah auf Tahiti knotenlose Geflechte aus demselben Material von der Länge einer engl. Meile (1. N. 2, 191), in die man Blumen, Federn u. f. w. steckte. Auch Perrücken von Menschen-

berühmt, zu deren feinsten man zwei Jahre Zeit brauchte (Mariner 1, 162). Auch in Neuseeland war ein Stamm durch seine besonders guten Flechtwerke berühmt (Dieffenb. 1, 105) und Cook (3. R. 3, 445) lobt gleichfalls die hawaiischen Matten aus Binsen, Pandanus und zu demselben Zweck geflochten, gar sehr.

Klima und Naturumgebung zeigen namentlich ihren Einfluß in Beziehung auf die körperliche Reinlichkeit dieser Völker, welche überall in der warmen Zone, wo man täglich mehreremale badet, sehr groß, minder groß dagegen in Neuseeland ist. In Tahiti badet man dreimal des Tages im Meere, worauf man sich stets mit süßem Wasser abspült (Forster Bem. 345); daher Cook auch im dichtesten Volksgewühl nie einen üblen Geruch bemerkte (1. R. 2, 207). Nach Tische wusch man stets die Hände; auch die Eßgeräthe, die Häuser waren reinlich. Trotzdem aber waren ihre Haare voll Läuse, welche man absuchte und — aß. Doch hielten sie auch das Haar sehr rein, als Cook ihnen Kämme gab (1. R. 2, 187). Anders war es in Neuseeland, wo sich die Eingeborenen in dem kälteren Klima mit dichteren Kleidern bedecken mußten und weniger baden konnten wegen der Kälte; da badeten und wuschen sie sich nun fast nie und ihre Kleider sowohl wie ihr Körper war voll Läuse, welche auch sie fraßen. Freilich zeichneten sie sich durch etwas vor allen Polynesiern aus: Cook fand bei jedem Gehöfte einen Abtritt (1. R. 2, 301), während nach Crozet (33) jedes Dorf gemeinschaftlich einen solchen besitzt, und zwar nach d'Urville a, 2, 464 an der steilen Seite des Berges, auf welchem es lag. In den Dörfern leiden sie keine Unreinlichkeit, trotzdem sie an ihrer Person gar nicht reinlich sind (eb.). In Hawaii und überall waren die Fürsten bei weitem reinlicher als das gemeine Volk, dessen Häuser häufig sehr schmutzig waren (Jarves 67). Sonst gilt das von Tahiti gesagte auch von Samoa, Tonga, Nukuhiva und Hawaii. Auf Paumotu war man schon durch das elende Leben weniger für Reinlichkeit besorgt, so daß man auch hier wieder den Einfluß der Naturumgebung sieht.

Das polynesishe Haus unterscheidet sich wenig vom mikronesischen; auch hier haben wir das lange Walmdach, dessen First auf hohen, dessen Seitenflächen auf niederen Pfosten ruhn, dessen Wände offen, aber durch Einsatzstücke von Rohrgeflecht schließbar sind. So finden wir es namentlich in Tahiti, wo die Häuser der Vornehmen an 300', die der Armen, welche meist mehreren Familien gemeinschaft-

Steinflächen auf allen Theilen der Insel, hoch und niedrig gelegenen, ja überall in Polynesien antreffen. Das neuseeländische Haus, welches Polack 1, 105 mit der Gestalt eines langen Hundehauses vergleicht, unterscheidet sich von den übrigen durch Holzwände, in deren vorderen eine $2\frac{1}{2}$ ' hohe Thür und 2 schmale durch Schiebstücke schließbare Fenster sich befinden, durch den mannigfachen Schmuck an Schnitzereien, welche an den Pfosten sowie akroterienartig am Giebel angebracht sind, und durch eine etwa 6' lange freie Halle an der Vorderseite des Hauses; ähnlich wie zu Kusaie ragt der Firstbalken, der vorn von einem neuen Pfosten unterstützt wird, über das Haus vor, indem er das Dach der Halle trägt. Die Thür des Hauses ist stets nach Morgen gerichtet (Taylor 387 f.). Ihre Vorrathshäuser, welche nach Cruike 26 ihre größten Gebäude sind, stehen der Ratten wegen auf Pfählen. Solche Häuser stehen auch oft außer dem Gehöfte mitten im Felde, dessen Früchte es bergen soll; ihr Gehöfte dagegen umschließt häufig noch ein Begräbnißhaus, sowie fast immer einige Phormium-Büsche zum täglichen Gebrauch (Dieffenb. 2, 63 f.; Taylor 387 f.).

Die Häuser von Tonga und Samoa, welche einander ganz ähnlich sind, sollen nach Pickering *The races* pp. 74; 80 den übrigen polynesischen Bauten nachstehen; die Beschreibung aber, welche Erskine 46 gibt, obwohl auch er die Samoaner in technischen Fertigkeiten unter die übrigen Polynesier stellt, sprechen in mancher Beziehung gegen diese Behauptung. Die Häuser stehen auch hier in einem Gehöfte, welches meist nur eine von innen zugeriegelte Thür besitzt, so daß man, um eingelassen zu werden, klopfen muß. Sie sind oblong, mit elliptisch gewölbten Seitenwänden, welche letztere geschlossen, Vorder- und Hinterseite dagegen offen sind. Auch das Dach, welches von dem Firstbalken gerade abfällt, ist an seinen Enden gewölbt, in dem die Dachsparren hier nach außen umgebogen sind. Ein solches Haus ist schwer zu bauen, doch leicht zu versehen. Auch hier ruhen die Häuser, indeß nur die vornehmer Leute, auf 3' hoher Steinfläche (Turner 57). Auch Hood 32 schildert das samoanische Haus als zierlich und zweckmäßig.

Die Wohnungen stehen in Dörfern zusammen (Hawaii Cook 3. R. 3, 434, Nukuhiva Porter 2, 102, Samoa Erskine 36, Tonga Wilkes 3, 13, 22), lagen aber oft ziemlich weit von einander zerstreut (in Tahiti etwa 50' von einander Cook 1. R. 2, 183) und waren stets von Bäumen umgeben; daher manche Reisende ihnen

Die Häuser der Polynesier, so einfach sie waren, hatten doch ihre Vorzüge. Zunächst waren sie durch den beständigen Luftzug kühl und gesund, wenigstens die besser gebauten der Reicheren, und wie schon die zierlich geflochtenen Rohreinsätze ihrem Innern ein angenehmes Aussehen gaben, so fehlte es auch nicht an sonstigem Schmuck. Die Dachsparren, das Holzwerk waren meist durch Kokos- oder Bastseil festgemacht; und dies Seil benutzte man zur Dekoration, indem es zu Tahiti, Tonga und Samoa häufig bunt gefärbt und die verschiedenen Farben durch geschickte Anordnung zu bestimmten Mustern zusammengestellt wurden, welche dem ganzen einen eigenthümlichen Reiz gaben (Mörenh. 2, 84 f.; Mariner 2, 79 f.). In Neuseeland aber, wo dies Holzgerüste eines Hauses mit Nägeln und Zapfen von Holz befestigt war (Crozet 31), verzierte man die Bretterwände durch Schnitzereien, die Rohreinsätze mit aufgemalten Spiralen und Arabesken, wie man auch häufig den Firstbalken bemalte (Dieffenb. 2, 68 f.; Cook 3. R. 1, 171). Auch fehlte es keineswegs an Bequemlichkeiten: durch Rohreinsätze von 6 — 8' Fuß Höhe, sowie durch Mattenvorhänge, welche entweder einfach aufgehangen wurden, bisweilen aber auch auf- und zugezogen werden konnten, war das tonganische, samoanische (Good 32) und hawaiische (Mehen 107) Haus in mehrere Gemächer getheilt, ähnlich wie das marianische. Auch an Hausgeräthen fehlte es nicht. Zunächst hatte jedes Haus seine vertiefte Feuerstätte unfern des Mittelpfeilers, in welcher jedoch nie gekocht wurde. Da man nun ferner meist in den Wohnhäusern schlief, so hatte man in jedem außer den Matten, mit welchen der Fußboden gedeckt war (und welche man bei Besuchen, Festen u. s. w. häufig mit frischen vertauschte), noch besonders weiche Schlafmatten, so wie hölzerne Schemel, um beim Schlaf das Haupt darauf zu legen, welche in der Mitte etwas vertieft waren und auf vier kurzen Beinen ruhten. Man legte das Haupt in die Vertiefung und schlief auf dem Rücken, auf den Markesasinseln legte man auch die Beine auf einen ähnlichen Schemel (Matthias G*** 23 f.). Dazu hatte man in Hawaii Körbe, Kalebassen — letztere oft bunt gefärbt und durch Binden, welche man der unreifen Frucht anlegte, aufs verschiedenfachste geformt (Jarves 67; Virgin 1, 253) — hölzerne Schalen, sowie eine Art Ständer, der oft sehr künstlich geschnitten, oft nur ein Baumstamm mit seinen Ästen war, an welchen man verschiedene Gegenstände hing (Ellis

zu Tahiti, oft ein gepflasterter Vorhof (Mörenh. 2, 93—4). Man erbaute sie auf öffentliche Kosten. In ihnen wurden Fremde beherbergt und schliefen auf einzelnen Inseln immer, auf anderen sehr häufig die unverheiratheten Männer; was indeß die Missionäre abgeschafft haben, da es manchen Unfug veranlaßte.

An diesem Hausbau, der dem Klima der Inseln sehr angemessen ist, hat man bis jetzt in den meisten Fällen festgehalten und wo dies nicht geschehen ist, da war es nicht zum Heil der Eingeborenen, wie z. B. an den Küstengegenden in Neuseeland; während dagegen sich ein Haus, welches ein Missionär im Inneren des Landes nach dem alten Modell der Maoris jedoch mit einigen europäischen Verbesserungen baute, für die ganze Art des Landes sehr bewährt hat. Ähnlich sind jetzt die Wohnungen in Tahiti, Hawaii und Samoa (Erskine 47). Jetzt haben die Maoris auch wirkliche Anfänge eines städtischen Lebens gemacht: denn ihre Stadt Rangiawhia, mitten in gut bebauten Feldern, gelegen, hat breite Fahrstraßen nach verschiedener Richtung, einen eigenen Rennplatz, ein Gerichtshaus, einen Kaufladen, eine Mühle, eine katholische und evangelische Kirche (Hochstetter 314). Auf Tonga und Samoa haben die Eingeborenen gleichfalls Kirchen von Korallenkalk, nach Angabe der Missionäre aber möglichst nach dem Modell ihrer einheimischen Häuser aufgeführt (Hood). Das letztere haben sie auch nach Melanesien gebracht, wo sie als Missionäre vielfach thätig sind (Erskine 47; 117). Häuser sowohl wie Geräthe wurden sehr sorgfältig rein gehalten, auch stets für gute Luft gesorgt (Simpson 2, 178); ja die Tonganer reinigten sich die Füße, ehe sie das Haus betraten (Cool 3. N. 1, 257).

Die Nahrung ist in ganz Polynesien gleich, nur daß Neuseeland wegen seiner Lage und seiner so ganz anderen Erzeugnisse eine selbstständige Stellung hat. Ueberall aber herrscht dieselbe Art der Zubereitung, wie sie z. B. Wallis und Cool (bei Schiller 1, 259; 2, 150) von Tahiti beschreiben. Man gräbt ein Loch etwa einen Fuß tief in die Erde, bedeckt den Boden desselben mit großen Steinen und zündet auf diesen letzteren ein starkes Feuer. Sind sie heiß genug, so leert man die Asche so von ihnen weg, daß sie an den Wänden der Höhlung emporgehäuft ist, legt über die Steine eine Lage von Kokosblättern und auf diese das zu Bereitende: Ferkel, Hunde ganz, Schweine ganz (auf Tahiti und sonst) oder halbirt (auf Hawaii Cool

baden, theils einfach oder doppelt gegohren (zu welchem Ende man die Früchte mit Wasser in einer Grube stehen ließ), verzehrte. In Tahiti war ferner noch folgende Art der Bereitung früher gebräuchlich: man erhitzte eine sehr große Grube, die oft 30' Umfang hatte und legte in sie einen entsprechenden Haufen Früchte hinein, welche darin zwei Tage baden mußten. Diese Gruben wurden von einer ganzen Gemeinde angelegt und der fertige Inhalt später an alle Theilhaber vertheilt, welche dann, obwohl die Früchte sich nach dieser Zubereitung mehrere Wochen halten, trotzdem ihren Vorrath gleich auf einmal in andauernden Gelagen aufzehrten. Man hatte auch eine Menge Varietäten des Baumes, der am besten auf den Markesas gedieh (Cook 1. R. 1, 196; Ellis 1, 40 f.; Melville 1, 221 f.; 226 f.). An zweiter Stelle muß der Taro erwähnt werden, der Wurzelstock von *Arum esculentum* u. a. Arumarten, dem man durch Baden seine Schärfe nahm. Man knetete das Saßmehl der Wurzel mit Wasser und indem man diesen Teig gähren ließ, bereitete man die nationale Lieblings Speise der Polynesier, das Poi (Hawaii), welches man in Erdgruben lange aufbewahren kann (Jarves 68). Die Speise, von säuerlich sadem Geschmack, ist europäischem Gaumen kaum genießbar; es erfordert auch eine eigene Geschicklichkeit, aus der gemeinschaftlichen Poischüssel die dünne zähe Masse durch rasches Umschnellen der eingetauchten zwei Finger zunächst auf diese und dann von da in den Mund zu bringen. Es gibt von den verschiedenen Arumarten 33 namhaft verschiedene Varietäten (Ellis 1, 44). Gleichfalls in mannigfachen Varietäten wird die Yamswurzel (*Dioscorea alata*) gebaut, welche gebaden sich über ein Jahr halten kann (Ellis 1, 46; Mörenh. 2, 96) und die Batate (süße Kartoffel, *Convolvulus batatas, chrysorrhizus*), welche hauptsächlich in Hawaii gut gedeiht, in Tahiti aber nur gegessen wird, so lange die Frucht noch unreif ist (Ellis 1, 46), ferner die Pfeilwurzel (*Tacca pinnatifida*), so genannt, weil ihr hoher Schaft zu Pfeilen benutzt wird, und namentlich verschiedene Bananen (*Musa paradisiaca* und *sapientum*), welche nach Forster (Bem. 155; Ellis gibt 30 Varietäten an 1, 60) ins Unendliche variiren, während nach Ellis (1, 60) noch etwa 20 aber minder nützliche Arten in den Bergen wild wachsen. Die Früchte, welche man unreif erntet und zu Hause nachreifen läßt, fehlen bei keinem Essen. Ueber die

Wichtigkeit des Kofosbaumes, dessen Rüsse man sehr geschickt mit den Zähnen zu öffnen verstand (Erskine 44. Cool 1. R. 2, 199; Cheever 124) braucht nicht geredet zu werden. Er gedeiht am besten auf den niedrigen Inseln und bildet daher mit den Früchten des Pandanus die Hauptnahrung des Faumotuarchipels. Die ganze Reihe anderer Nahrungspflanzen des Ozeans, wie *Spondias dulcis*, *Eugenia malaccensis*, *Dracaena terminalis*, deren Wurzeln man ißt, des viel gebauten Zuckerrohrs, das man zur Erfrischung genießt, *Inocarpus edulis* u. s. w. mag man bei Ellis (1, 46 f.), bei Mörenhout (2, 95) und sonst nachlesen. Auf den Markesas galten die Spitzen einer gewissen Tangart als große Delikatesse (Melville 1, 221), auf Tabiti thaten zur Zeit von Hungersnoth manche Gebirgspflanzen gute Dienste.

Biernlich dürftig war die vegetabilische Nahrung der Neuseeländer, der Hauptsache nach bestand sie in der Wurzel des Farukrautes *Pteris esculenta*, welche man schälte und dann kaute; den ungenießbaren Faserrest spie man aus (Cool 1. R. 2, 308); ferner aß man das Mark von *Cyathea medullaris*, den Hohl der *Areca sapida*,

Greß), wie man daselbst auch Fett und Del sehr liebte (Taylor 167). Salz gilt als höchste Leckerei; man ißt es selten, hebt es vielmehr meist für Fremde und Feste auf, nicht zum Vortheil der eigenen Gesundheit (Angas 2, 9; 110). Um den Taupo-See aß man auch einen weißen, alkalischen Thon, der zugleich als Seife diente (Diesenb. 1, 185). An den polynesischen Hunden, welche nur mit Früchten genährt, durch Erstickten getödtet und dann in den Gruben bereitet wurden, fanden auch Europäer Wohlgeschmack (Cook 1. R. 2, 250 f.), nach Turnbull (147) schmeckten sie wie Ziegen. Ratten aß man auf Neuseeland und Paumotu; auf Tonga war ihre Jagd zwar ein ausschließliches Vergnügen der Fürsten, allein nur das gemeine Volk verzehrte sie, auf Tahiti nur die Weiber (Mörenhout 1, 25; Mariner 1, 265). Schweinefleisch, welches man auf den Marlesas nur bei festlichen Gelegenheiten, dann aber auch im Uebermaaß genoß (Krusenstern 1, 120; Melville 2, 72) salzte man auf Hawaii in Kalebassen ein, wozu man das Salz durch Austrocknen salzhaltiger Teiche gewann (Cook 3. R. 2, 435); in Tahiti war es mit dem Fleisch der Hunde und Hühner, mit Taro, Brodfrucht und Kokos Hauptnahrung (Thermann und Bennet 1, 179; 344), doch nur für die Vornehmen. Männer aus dem Volke erhielten Schweinefleisch nie (Cook 3. R. 339). Schildkröten aß man auf Tonga selten (Mariner 1, 282 f.), häufig aber auf Samoa (Turner 192), während Fische überall eine Hauptnahrung bildeten. Einige aß man roh, indem man sie in Salzwasser tauchte (Mörenh. 2, 109; Melville 2, 156; Mariner 1, 197) und selbst Europäer fanden dies schmackhaft (Sainson bei d'Urville a 4, 358).

Der Fischfang, welcher überall eine der wichtigsten Beschäftigungen bildete, wurde auf verschiedene Art betrieben. Oft fischte der ganze Distrikt, indem die sämtlichen Netze der einzelnen an einander gebunden, die so gewonnene Beute aber dem Häuptling abgeliefert und nach Verhältniß an die Familien vertheilt wurde. In Tahiti hatte fast jeder seine eigene, künstlich im Wasser gebaute Steinumwallung, um Fische zu fangen, die jeder andere streng respectirte und aus welcher man die Fische jeden Morgen mit Handnetzen herausnahm. Ferner fischte man mit einer Menge sehr sinnreich geformter Angeln (durch Federbüschel über dem Canoe ahmte man sogar die Seeräubvögel nach, welchen die Boniten zu folgen pflegen, um andere

loosblattes, welche den Docht bildete (Cook 1. R. 2, 203) und von einem Manne gehalten wurde. Zugleich hatte dieser ein Körbchen, in welches er die Asche der Lichtnüsse sammelte, da man sie zum Tatuiren brauchte und deshalb sehr hochschätzte.

Von beraushenden Getränken kannte man in Polynesien nur eins, den Awa- oder Kawatrank,*) welcher aus der Wurzel von *Piper methysticum* bereitet wurde. Die Wurzel, welche bis an 40 Pfund schwer werden kann (Turnbull 82), wird gereinigt, in kleine Stücken geschnitten und dann in Tahiti von Weibern, auf dem Markesas von Knaben, auf Tonga von den Leuten aus dem Volk gekaut. Darauf speit man sie in große, eigens für dieses Getränk bestimmte hölzerne Schalen aus, in welchen einige zerstoßene Blätter der Pflanze liegen, gießt Wasser (oder Kokosmilch) zu, rührt das Ganze wohl um und seigt es durch Kokosfasern oder ein Grasgeflecht durch, um die Fasern zurückzubehalten. Dann trinkt man es aus Bechern, welche man aus Bananenblättern verfertigt, allein nur die vornehmen Männer haben diesen Genuß, der Leuten aus dem Volke und Weibern streng untersagt ist. Während man nun in Tonga (wo die samoanische Kawawurzel als besonders gut galt (Mariner 1, 169) den Trank täglich aber stets unter den feierlichsten Ceremonien genoß, pflegte man ihn in Nukuhiva nur bei festlichen Gelegenheiten zu trinken, wie denn kein Opfer oder dergl. im ganzen Polynesien vollzogen werden konnte ohne den Genuß des Kawa. In Hawaii tranken ihn die Häuptlinge vor jeder Mahlzeit (King bei Cook 3. R. 3, 436), in Tahiti gleichfalls häufig und ohne besondere Veranlassung, aber daher auch minder feierlich und mehr für sich (Wilson 309); doch ist es ein Irrthum Cooks wenn er meint (3. R. 3, 419), der Trank habe sich erst zu seiner Zeit auf den Gesellschaftsinseln mehr und mehr ausgebreitet. Er schließt dies daraus, daß er bei seinem zweiten Aufenthalt in Tahiti an vielen seiner alten Bekannten die Vermüstungen welche der Kawatrank hervorruft, stark vorhanden sah, während er früher an ihnen auch noch keine Spur davon bemerkte — ganz natürlich, da jene schlimmen Wirkungen sich erst nach und nach einstellen. Da wir aber den Kawatrank als religiös geheiligten Genuß, der deshalb nur für die Häuptlinge und ihre Verwandten, nicht fürs Volk erlaubt war,

*) Tongan. Karotong. Neuseeländisch Markesan. Kava, Sam. Tah. hawaiiisch 'awa.

math nicht vorhanden. Andere geistige Getränke hatte man nicht, Wasser war der einzige Trank und auf den tropischen Inseln kaute man häufig zur Erfrischung Stengel des Zuckerrohrs (Dieffenb. 2, 52; Wallis 259: Cook 1. R. 2, 197). Alle Polynesier hatten ferner einen großen Abscheu gegen die europäischen Spirituosa, namentlich gegen den Branntwein (Crozet—1771—35; Dieffenb. 2, 52; 1, 41; Brown 51; Wilkes 2, 397; Shortland 116; Cruise 304; Turner 197), welcher auf Tahiti und Hawaii gewaltsam eingeführt ist und erst als die Eingeborenen berauschende Getränke nach und nach von den Fremden kennen gelernt hatten (Ellis 1, 108; Lutteroth 172). Auf Neuseeland nennt man ihn Stinkwasser (Mundy 2, 49). Jetzt ist Tabak ein sehr gesuchter Artikel und auf Samoa beliebter als der Kamatrank (Turner 122); auch die Weiber rauchen (Melville 2, 8; Mathias G*** 148: Dieffenbach 2, 20).

Auf den Ackerbau verwendete man in ganz Polynesien viel Sorgfalt. Die Neuseeländer, welche guten Boden sehr wohl von schlechtem zu unterscheiden wußten, hielten ihre Aecker gut und sauber, obwohl sie oft weit von ihrer Wohnung entfernt waren. Ehe man pflanzte, ward der Boden mit scharfen Stäben umgerissen, die Schollen mit den Händen zerkleinert, Wurzeln, Steine entfernt; die Pflanzen setzte man symmetrisch in gerade Reihen und jätete das Unkraut aus (Shortland 186; Dieffenbach 2, 123; 1, 329 f. 1, 243; Nicholas 173; Yate 645). Waldboden machte man durch Abbrennen des Waldes urbar und pflanzte dann auf ein und dieselbe Stelle so lange dieselbe Pflanze, als sie gedieh; dann erst wechselte man (Dieffenbach 1, 243). Doch sagt Dupetit-Thouars, daß man selten dasselbe Stück Land zwei Jahre hinter einander bebaute; es bezieht sich das auf Land, welches nicht frisch gerodet war. Dünger benutzte man nicht, wohl aber verstand man es durch Zusätze, z. B. von Sand zu schweren Boden leichter zu machen (Yate 645; Dupetit-Thouars 3, 20; Dieffenb. eb.) und Cook 1. R. 2, 308 nennt ihre Felder, die in der Größe von 1 bis 2 ja bis 10 Morgen mit Rohr dicht umzäunt waren, so gut angebaut wie die tüchtigsten in England. Die Feldarbeit ward gemeinsam verrichtet und ebenso die Ernte; sie lag den Sklaven ob nach Brown 62. Doch ist dies wohl nur von der allerniedrigsten und härtesten Arbeit zu verstehen, da Polack narr. 2, 75 ausdrücklich erwähnt, daß die Häuptlinge sich an der Feldarbeit

gelartig breit werdende Hölzer, die jetzt gewöhnlich unten mit Eisen versehen sind (Ellis 1, 137) als Werkzeug; auch hier zäunte man die einzelnen Felder ein (Ellis eb.) bei deren Bestellung die Häuptlinge mit dem größten Eifer mitarbeiteten, denn es galt ihnen auch hier sich vor dem Volke hervorzu thun als Ehrensache (Thermann und Bennet 1, 179; 219; Vincendon-Dum. 487; Ellis eb.). Auch auf Waïhu fand Behrens 1722 abgegrenzte Felder, welche meist um das Haus des Besitzers lagen und tüchtigen Ackerbau (85 f.). Nukuhiva und Hawaii standen Tahiti gleich, man hatte dort reine Wege, eingezäunte Felder, Baumpflanzungen (Krusenstern 1, 139), hier (1787) künstlich bewässerte äußerst sorgsam gepflegte Tarofelder (Portlock und Dixon 124; 239; 77; 84; Stewart 193), wie denn auch hier die Häuptlinge eifrig mitarbeiteten (Campbell 93; vergl. Broughton 1, 53). — Ganz besonders aber wird der Landbau auf Tonga und Samoa gerühmt. Die einzelnen Felder waren sorgsam eingezäunt (Labillardiere 2, 148; Turnbull 312), man zog Zuckerrohr, Bananen, Iguamen u. f. w. und die Pflanzungen waren trefflich gehalten (d'Urville a 4, 80; Quoy eb. 346). Man hatte hier ein ähnliches Holz zum Feldbau wie im übrigen Ocean; auch hier betheiligten sich die Vornehmen an der Arbeit (Cook 3. H. 2, 107 f.). So ist denn auch jetzt noch auf Samoa trefflicher Ackerbau, auch eine rohe Art Kokosöl zu bereiten im Schwange, das man in hohlen Bambusstäben (wie überall in Polynesien das Wasser) aufbewahrt); 1850 betrug die Ausfuhr schon 500 Tonnen und war im Steigen (Turner 277; Hood 70 f. 123).

Mit dem Gesagten steht es nicht in Widerspruch, daß man sich oft heftig gegen die Einführung des europäischen Viehes setzte; dies geschah weil die Thiere auf den engen Inseln sehr häufig geheiligte Plätze entweichten und mehr noch, weil sie den jungen Pflanzungen sehr empfindlich schädeten. Daß viele Neuerungen an der Unkenntniß der Polynesier fürs erste scheiterten, ist natürlich, wie z. B. die Tahitier Weinpflanzungen zerstörten, weil sie glaubten die berauschende Kraft der Pflanze sei wie beim Kamapfeffer in der Wurzel (Turnbull 82). — Auch darf man sich nicht wundern, wenn trotz der beschriebenen Bodenpflege nicht selten Hungersnoth eintrat. Vorräthe pflegte man nirgend zu sammeln, außer jenem gegohrenen Brodfrucht- und Taroteig, wozu auf Nukuhiva noch gedörrte Fische kommen (Kru-

Stimmen aus der Ferne und gedachte bei sich wie er entkommen könnte. Er begann zu den Vögeln und dann rief er die Vögel an indem er sagte: „Ihrer bring mich ans Land“; aber der Vogel antwortete nicht. Dann sagte er: „o Kaiser, bring mich ans Land! o Kaiser bring mich ans Land.“ Aber sie hörten nicht auf ihn.

Dann war er die Fische des Meeres an und trauerte von den Fischen über und um sagte dem Falsch, denn der Falsch war ein Verführer von ihm, indem er das heilige Thier Limon, des großen Herrscher dieser Welt war. Kaum hatte er daher gesagt: „o Falsch bring mich ans Land.“ so kam der Falsch herbei, setzte ihn auf seinen Rücken und trug ihn ans Ufer.

Der ältere Bruder segelte vorwärts, bis er ans Land kam und als er ankam, kam die Frau ans ihrem Hause und da sie ihren Mann nicht sah, sagte sie: „wo ist dein jüngerer Bruder?“ „In einem anderen Kahn“ war die Antwort. Die Frau dachte, ihr Mann wäre tot: denn trübselig wurde sie so traurig und sie ging in ihr Haus um zu weinen. Abends kam der ältere Bruder an ihre Hausthüre

suchte die Leiche oder das Gebein ihres Mannes, denn sie dachte, er wäre todt. Da sah sie einen Albatroß und sagte zu ihm: „hast du irgendwo hier einen verwesenden Körper gesehen?“ Der Vogel antwortete: „Nein.“ Dann sah sie den Kawau, den Karoro und viele andere Vögel und sagte zu ihnen und zu den Fischen des Meeres: „habt ihr irgendwo hier einen verwesenden Körper gesehen?“ „Wir haben nichts gesehen“ antworteten sie alle. Da sah die Frau einen Walfisch und fragte dasselbe und der Walfisch antwortete: „er ist dort am Land.“ Da ging die Frau dahin, wohin sie der Walfisch beschieden hatte, und fand ihren Mann daselbst sitzen und sie fiel ihm um den Hals und sie weinten mit einander. Als sie aufgehört hatten zu weinen sagte der Mann: „laß uns zu unserem Hause gehen.“ Sie gingen zu ihrem Hause und als sie eingetreten waren, weinten sie wieder heimlich, so daß der ältere Bruder ihre Klagen nicht hören konnte.

Dann nahm Waihuka seinen Kamm, kämmte sein Haar und schmückte es mit Federn. Dann nahm er seine besten Kleider, welche er anlegte, ergriff seine beste Lanze und sagte zu seinem Weibe: „schwing ich sie gut?“ „Ja“, sagte sein Weib. Da legte er die Lanze nieder, nahm seine Keule und indem er sie schwang, sagte er: „wie nun, seh ich gut aus?“ „Leg diese Waffe weg“ war die Antwort. Dann nahm er sein Messer und sagte: „sieh mich an, seh ich damit gut aus?“ „Nein, schlecht“, sagte die Frau. Da ergriff er wieder seine schöne Lanze, und wie er nur die Erde damit berührte, da regte sich das Eisen und Heneitelakara sagte: „jetzt machst du's recht. Wenn du so thust, so wird dein älterer Bruder dir unterliegen.“

Zur Abendzeit, als es kühl wurde, kam Tuteamoamo an die Hausthür und sagte: „Heneitelakara, riegel auf, riegel auf.“ „Komme herein, Tuteamoamo“ sagte Heneitelakara. Tuteamoamo trat hinein, aber sein jüngerer Bruder sprang vor und durchbohrte ihn. So, das ist das Ende.

Die Entstehung des Brodbaumes erzählte man in Tahiti so (Ellis 1, 68 f.): Zur Zeit eines gewissen Königs, da das Volk noch rothe Erde aß, hatte ein Mann und seine Frau einen einzigen Sohn, den sie zärtlich liebten. Der Knabe war zart und schwächlich, und eines Tages sagte der Mann zu seiner Frau: „unser Sohn thut mir leid, er verträgt nicht die rothe Erde zu essen. Ich will sterben und Speise werden für unsern Sohn.“ Die Frau sagte: „wie willst du

wie viel mehr müssen sie das, da wir ihre oft den Europäern überlegene Klugheit ihre Feldherrngabe, ihre ganze geistige und künstlerische 13. P. Roman II. Größe aus ihren heimischen Verhältnissen sich entwickeln sehen. So kann man keineswegs für alle Fälle mit Paley 14 sagen, daß die Polynesier mehr durch reiche Phantasiekraft und Talent zu mechanischen Künsten, als durch Gerechtigkeit zu eigenlichem Nachdenken sich auszeichnen. Sie stehen an geistiger Begabung um ein Bedeutendes höher, als alle übrigen Naturvölker der Erde, ja sie haben sich verhältnißmäßig so hoch entwickelt, wie kaum ein anderes Volk der Welt. Man bringe aber hierbei die äußerst ungünstige Naturumgebung dieser Völker und die ungeheure Schwierigkeit mit in Rechnung, welche die plötzliche Aufnahme einer so hoch gestiegenen Cultur wie die europäische mit sich bringt; man bedenke ferner, wie englischer Hochmuth, französische Leichtfertigkeit und amerikanische Genußsucht den Polynesiern diese Aufnahme, ja ihre eigene Existenz erschwert und vergiftet haben und lasse sich nicht blenden durch Deklamationen wie die Föbingers (163): „daß nicht die physische

wenig nach (Forster Reise 1, 225; Behrens 85 f.; Marchand 1, 44). Auf Nukuhiva bot sich mit den anderen Weibern ein junges Mädchen von 8 Jahren auf das dringendste an (Kruse-
 stern 1, 128) und als der Missionär Harris den Bewohnerinnen nicht zu Willen war, kamen Nachts die Weiber zusammen und besahen den Schlafenden, ob er wirklich männliches Geschlecht sei (Wilson 256). In Tahiti wurde die Begattung, wie Cooks Reisebegleiter sahen, öffentlich vor aller Augen vollzogen, unter gutem Rath der Umstehenden, namentlich der Weiber, worunter die Vornehmsten sich befanden: doch mußte das betheiligte Mädchen — von 11 Jahren — schon allein guten Bescheid (Cook 1. R. 2, 176; andere Beispiele Bougainville 157; 164). Uebrigens erlebte La Perouse ähnliches auf Samoa (2, 220). Sehr häufig zogen sich die Weiber nackend aus, um die fremden Männer zu locken (Waihu Behrens 88; Tahiti Bougainv. 157 und sonst). Auch unnatürliche Laster waren nicht selten: so gab es auf Tahiti Männer, welche als Weiber verkleidet und ganz wie Weiber lebend das schändlichste Gewerbe trieben; indeß waren nur 6—8 solcher „Mahus“ auf der Insel und diese hatten ihre Liebhaber nur unter den Vornehmen, von denen Einzelne freilich ganz mit ihnen lebten und diese zogen sie vor (Wilson 277; 319 Note; Turnbull 306). Unter den unbemittelten Männern des Volkes, welche sich keine Weiber kaufen konnten, war dagegen Onanie im hohem Grade verbreitet (Wilson 311). Auch in Hawaii waren unnatürliche Laster nicht selten (Kemp XLIII) und in Tahiti gab es eine besondere Gottheit, welche der unnatürlichen Lust vorstand (Mörehout 2, 168). — Daß solche Zustände durch Ankunft der Europäer sich nur noch verschlimmerten, liegt auf der Hand. Namentlich riß jetzt die Prostitution der Weiber ein, welche von ihren nächsten Verwandten oder ihren Männern für Eisen und dergl. den Fremden angeboten wurden, oft aufs schamloseste: den Preis erhielten dann sehr oft die Männer. So in Neuseeland (Cook 3. R. 1, 132; Cruise 230; Dieffenb. 2, 40), wo sie indeß schon in den 40er Jahren seltener wurde und für schändlich galt (Brown 35). Auf Tahiti war sie im vollen Schwunge (Bougainv. 157): Pomare I. trieb mächtigen Handel mit Weibergunst gegen Pulver (Turnbull 299); auf Paumotu, Nukuhiva (Krusestern 1, 128 f.), Tonga (Turnbull 310), Hawaii (Freycinet 2, 587) herrschte

renh. 2, 59); darauf geht sie mit dem Kinde in den Marae, wo nach einem Opfer der Priester die Nabelschnur bis auf ein Stück von 10" Länge vom Kinde abschneidet. Mutter und Kind bleiben so lange dort, bis dieses Stück von selbst abfällt, worauf es denn wie das erste im Marae begraben wird. Mutter und Kind, welche beide in einem besonders hergerichteten Häuschen wohnen, in das nur der Vater eintreten darf, die übrigen Verwandten nur nach Ablegung aller Kleider, Mutter und Kind sind 6 Wochen bis 2 Monate tabu, bis zu einem großen Feste im Marae, dem Droafeste, was in Gegenwart der Arois, der Häuptlinge des Bezirks und der Verwandten gefeiert wird. Die Eltern müssen den Arois und den Häuptlingen große Mengen von Tapa geben und ein großes Tapastück, welches auf den Marae gebreitet wird, damit diesen heiligen Platz die Frau betreten dürfe, an den Marae abgeben. Unter Gebeten verwunden sich nun beide Eltern, fangen das Blut auf einem Blatt auf und legen es als Opfer auf den Altar; dann geben die Arois festliche Vorstellungen als Ehrfurchtsbezeugung gegen die Götter, damit diese dem Kinde Glück verleihen (Mörenh. 1, 536—7). So war es bei Kindern vornehmen Geschlechts; ärmere waren nur 2—3 Wochen tabu und lehrten durch 5 Reinigungsoffer wieder in den gewöhnlichen Zustand zurück. So lange die Mutter tabu war, durfte sie nur das Kind säugen, sie selbst mußte gefüttert werden; Alles was das Kind berührte, namentlich mit dem Kopf, wurde sein Eigenthum (Wilson 462). Die Namengebung ist hier ohne Feierlichkeit bald nach der Geburt; die Namen nimmt man, wie in Neuseeland, von irgend einem Gegenstand, irgend einem Ereigniß (Forster Bem. 482) oder aus der Familie. Die Kinder gehörten abwechselnd dem Vater oder der Mutter und erhielten je nachdem den Namen vom Vater und aus seiner, oder von der Mutter und aus ihrer Familie (Mörenh. 2, 64). Doch nahm man auch später noch Namen an oder veränderte den, welchen man hatte; so hieß Pomare ursprünglich Otu, wie eine Art aschgrauer Reiher heißt (eb.), er nahm aber später den Namen Pomare d. h. Nachthusten an, weil, als er sich auf einer Reise ins Gebirge erkältet und deshalb Nachts viel gehustet hatte, den anderen Morgen ein Slave ihm bedauernd dies Wort sagte.

Die Beschneidung, welche etwa im 8ten Jahr und stets an mehreren Knaben zugleich vom Priester vorgenommen wird, dauert 5 Tage

Gruppe ganz gewöhnlich (Turner 318); und während des Krieges wurden von den Priestern Feste angeordnet, an denen nur die, welche selbst am Kriege Antheil hatten (also nie Weiber und Kinder) sich betheiligen durften. Wer von den Festspeisen aß, ohne mit in die Schlacht zu ziehen, mußte sterben, daher man alle Reste sorgfältig vertilgte (Turner 242). Er bestand auch hier meist aus gegenseitigen Ueberfällen und einzelnen Scharmützeln, wobei es an Heldenthaten nicht fehlte; doch auch offene Feldschlachten kamen vor, in denen die Krieger mit einem raschen Anprall vor und dann wieder zurückliefen (Mariner 1, 189—220; 171). Vor der Schlacht hielt der Führer eine begeisterte Rede, nach welcher die einzelnen Krieger meist aufsprangen und die Feinde nannten, die sie tödten wollten (eb. 1, 171; 159). Dann schloß man noch einen kürzeren Waffenstillstand, damit die Verwandten, welche sich feindlich gegenüber stehen mußten, Abschied von einander nehmen konnten (eb. 1, 188). Sollte Friede geschlossen werden, so besuchte die eine Partei festlich bekleidet, aber bewaffnet, die andere, bei der sie die Waffen niederlegt und Kawa trinkt; den an-

erhielt der König sowohl als die Häuptlinge „freiwillige“ Geschenke von ihren Untergebenen und vom Volke, auch von den Bewohnern der wenigen Landstriche, welche von allen Abgaben befreit waren, was in Folge außerordentlicher Verdienste ihrer Besitzer geschehen konnte und dann als ewiger Forttheil an dem Landestheil, nicht an der Person oder an der Familie haften (eb. 417). Eine andere Abgabe erfolgte, wenn ein Fürst ein neues Haus gebaut hatte. Bezog er es, so kam die gesammte Bevölkerung der Gegend, vom Vornachpan bis zum Geringsten: und Niemand durfte das Haus betreten ohne Geschenk, Niemand aber auch dem Eigenthümer seinen Besuch verweigern. Nibolibo nahm bei einer solchen Gelegenheit 2000 Dollars ein (Ellis 4. 418 f.). Wer zu Markt ging, mußte zwei Drittel seiner Waaren als Abgabe geben, er aber nahm man ihm auch Vieh (Stewart 151). Auf alle Weise wurde das Volk beunruhigt und gequält (Stewart 142). In neuerer Zeit hat der König noch eine große Einnahme durch einen Haie, und Zwangsgeld, welches Tanchamcha 1516 nach entwürdetem Kaiser einrichtete (Ellis 4. 418). Das

fällt, wird die Erde befruchtet; Pflanzen wachsen, Thiere sind ohne Pflanzen, Menschen ohne beides nicht zu denken; man sah also wie sie vom Himmel stammten und so ward Himmel und Erde zum heiligen Götterpaar, dem man nun auch jene alten Götter als Söhne zutheilte. Ein fernerer Beweis für das spätere Alter jener neuseeländischen Sagen liegt in der Stellung, welche die Menschen jetzt schon haben. Sie stehen vollständig im Mittelpunkt; ihr Gott, Tamatounga, besiegt alle übrigen Götter, er ist der stolze; wir sehen hier also einmal, wie der Mensch der Natur gegenüber sich sicher fühlt, wie er sie nicht mehr als das übermächtige allein göttlich belebte Wesen ansieht, sondern wie er sie beherrscht, trotzdem, daß jeder einzelne Zug des Lebens noch von Göttern geleitet ist. Zweitens sehen wir aber ein bewußtes dichterisches Auffassen, Erklären und Zusammenfügen der Thatfachen, welches entschieden erst einer späteren Zeit angehören kann. Man denke, ganz abgesehen von jener sentimentalen Deutung des Nebels und des Laues nur an die Auffassung und Schilderung oder besser gesagt mythologische Darstellung des Zwie-

Rahn und Hausbau u. s. w. verdankt, ja der, ein Geist, auch Himmel und Erde geschaffen oder wenigstens bei der Entstehung der Erde durch Manu und Papa geholfen habe (Dieffenb. 2, 90; 100), welcher letztere Zug vielleicht sich auf eine ähnliche That bezieht, als sie der raiatanische Mythos erzählt, auf die Tödtung eines Unthiers, wodurch die Trennung von Himmel und Erde erst ermöglicht ward. Taylors Bericht stimmt genau zu Grey: nur ist nach ihm Maui der jüngste von 6 Brüdern, Mahuika aber nicht seine Großmutter, sondern männlich gedacht und also sein Großvater; und da er Hine-nui-te-po zu besiegen vorhatte, versuchte er erst Sonne und Mond zu löschen; durch seinen Tod brachte er den Tod unter die Menschen (24—31). Drei Brüder nennen Nicholas (1, 56) und Shortland (a 42 f) sie heißen bei letzterem Maui nua (alter Maui, welcher nach D'Urville a 2, 513 die Welt auffischt, während Mauipotiki sie dann erst joimt) Maui tiki-tiki-o-te-rangi (Maui dick wie der Himmel) und Maui potiki (junger Maui) und dieser ist der Hauptheld der weiteren Geschichte, in welcher Maui potiki das Feuer von Hine-nui

als Mythen, welche sich auf das Himmelsgewölbe, nicht auf die Erde beziehen, bezeichnen.

Anders hat sich Schirren ausgesprochen, der, wie er in allem die Sonne sieht, auch in den Sündfluthmythen einseitig genug Sonnenmythen, welche den Untergang der Sonne darstellen, sehen will. Allein gewichtige Hauptzüge der Sage werden dadurch nicht erklärt, denn — doch erst müssen wir uns einige dieser Sagen vorführen, von denen Schirren (187 f.) eine Reihe zusammenstellt. Zunächst von Tahiti: Taaroa, im Zorn, stürzte die ganze Welt ins Meer, wodurch er die ganze Erde so überschwemmte, daß nur die höchsten Spitzen überblieben, die jetzigen Inseln — ein Mythos, welcher die Gestalt des stillen Ozeans fast ganz wie Darwin erklärt. Dann landete ein Mann auf Tiniao in einem Kahn und errichtete einen Marae (Ellis 1, 386). Eine andere Version lautet (eb. 387—9; vergl. Mörenh. 1, 573): Uberschwemmung brach ein über Tahiti und alle Steine und Bäume trug der Wind gen Himmel. Nur ein Mann und eine Frau waren übrig: die nahmen von allen (auf Tahiti lebenden, also

das Festland erschaffen haben, die Erde als Hüter des unterirdischen Feuers erheben machen (Schirren 74). Schirren, der ihn richtig als Donnergott auffaßt, sieht zu gleicher Zeit in ihm einen Vertreter der Sonne: er ist ihm „identisch mit Maui“ (eb.). Aber mit Unrecht. Tawaki ist weiter nichts als Gott der Wolken: die Wolken werden aus einzelnen Theilen zusammengesetzt, wie sein zerstückter Leib; die Wolken lösen sich auf in Nichts und erstehen wieder, wenn er erschlagen und von neuem belebt wurde; die Wolken steigen als Nebel wie an Spinnweben gen Himmel; die Wolken glänzen herrlich und röthlen sich im Abend- oder Morgenschein; die Wolken sind segensreich, denn

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,

daher Tawaki der Gute heißt; sie sind aber furchtbar, denn

Aus der Wolke, ohne Wahl
Zuckt der Strahl,

daher die auf ihn bezüglichen Ceremonien besonders heilig und feierlich

(Ellis 4, 119). Er ist geschwänzt und sein Schwanz verwickelt sich öfters zu Huahine in den Bäumen (Therm. und Bennet 1, 267 f.); nach Meinicke 16 sieht man ihn, wenn ein Meteor durch die Luft fliegt. Auch die Rukuhiver sahen in jedem Meteor einen Gott, der zur Erde fliegt, um irgendwo Frieden zu stiften (Radignet rev. d. d. mondes 1859, II, 627): ob dieser Gott ursprünglich Tane war? Ellis (4, 393) erzählt einen Mythos, welchen Jarves gleichfalls berichtet, von einem Riesen Rana, der nach Tobiti ging und von Ra-hoakti die Sonne wiederholte. Ob in diesem Rana aber wirklich Tane steckt, ist doch nicht so ohne weiteres wie Schirren 80 will, sicher; vielleicht ist es nur ein ähnlicher Name, denn jener Gott heißt beständig Tane, Kane, woneben sich nur noch die Form Rani findet (Wilson 450).

Auch zum Meere hat er Beziehung. Zwar was in jenem Kriegslied (Ellis 1, 200) von Stürmen gesagt wird, die das „Schiff des Friedens“ umtosen und deren Herr Tane ist, das beweist nicht allzuviel, denn da es ein gewöhnliches Bild in Polynesien ist, den Staat mit

zu viel Schaden anrichte. Denn er, der Herr von Bulotu, würde sonst alle Menschen dahin holen, da alle ihm unterworfen sind und zwar so gänzlichst, daß alle seine Geräthschaften und wären es die Pfosten seines Zaunes aus Menschenseelen und zwar aus den Seelen der Häuptlinge und Matabule bestehen. Neben seiner Wohnung — und das spricht vornehmlich für seine Gleichheit mit Tane — befand sich jene Quelle, zu welcher der hawaiische Tane seinen Priester schickte, das Bai-ola *), das Wasser des ewigen Lebens, welches alle Gebrechen heilte, Tugend und Unsterblichkeit verlieh, sowie der sprechende Baum Akaulea, welcher die Todesbotschaft an die ausrichtet, welche der Gott zu sich berufen will. Ganz derselbe Gott ward zu Samoa geglaubt, und zwar unter dem Namen Savea Siuleo; auch er war König von Bulotu und nur sein menschlich gestalteter Oberleib war sichtbar, nicht aber sein Unterkörper, welcher in eine Schlange auslief. Auch hier glaubte man, daß sein Haus von lebenden Menschenseelen anstatt Pfosten getragen wurde und zwar von den Allervornehmsten; während man aber in Tonga sich vor ihm fürchtete, so freuten sich vielmehr die samoanischen Edeln, ihm dienen zu dürfen (Turner 237). — Die Punkte, welche er mit Tane gemein hat, haben wir zum Theil schon hervorgehoben, zum Theil springen sie von selbst in die Augen: auch er gilt als einer der höchsten Götter und wie Tane im Po wohnt, so er im Pu-lotu. Auch der Name spricht eher für als gegen diese Gleichstellung: gewiß hieß der Gott früher auch auf Samoa und Tonga Tane und der umschreibende Name Hikuleo oder Savea (Herr?) Siuleo ist ursprünglich nur ein Epitheton zu Tane gewesen. Daß Hikuleo, wie Meinicke meint (16), ein vergötterter Mensch sei, halten wir durch Alles Vorstehende für widerlegt.

Schwierig ist es, Tane zu deuten. Er scheint, um nur ganz kurz einiges anzugeben — ursprünglich der Gott des Sturmes gewesen zu sein (vergl. Meinicke 14). Hierfür spricht seine nahe Beziehung zu Maui sowohl wie zu Tangaroa, welcher ihn als den ersten Menschen oder ersten Gott nach einigen Ueberlieferungen geschaffen haben soll; hiergegen spricht nicht seine Entstehung aus der Nacht, dem Po. Man flehte ihn auch geradezu um guten Wind an (Cook 1. R. 2, 246).

*) Einen Ort Bai-ora weist Schirren 96 auf Neuseeland nach.

ist (Samurai 2 415—6; Falt 232) und Ama heißt ja geradezu Kriegergott. Kuroda nennt Jille in seiner Erzählung den Sohn von Kuroda, wie ich ihm der Name. Dieser der väterliche Sohn Kuroda. Jedoch diese tolle Annahme ist leicht durch die verschiedene Benennung der beiden Götter in den ursprünglichen Andachtungen zu bekräftigen, wobei der Name steht, daß Ama selbst nicht wieder genannt wird. Das aber noch ist. So gleichfalls in jenem tabutischen Kriegergott.

Und groß ist das im Kuroda erhebt den Himmel,
 Götter werden erheben und Kriegergott dort sein,
 Denn nicht ist das Recht der Kriegergott.
 Und Kuroda wird sein wie die tollende See,
 Und Kuroda wird sein wie die tollende See,
 Und Kuroda wird sein wie die tollende See,
 Und Kuroda wird sein wie die tollende See.

Auf, hat man er als Ziegelt und als Gott des Krieges auf, obwohl
 nicht nur Kriegergott in Kriegshedern angerufen werden. Wenn wir
 nun einen Gott Kuroda finden, der den Kriegergöttern vorsteht

gab es noch viele: unter ihnen war *Sea-Moana-uli-uli* als Herrscher der See in der Gestalt einer Wasserschlange verehrt (vergl. Williams 548) und namentlich von Fischern angerufen, da die Fische ihm angehören (Geschichte 47), auch Erd- und Luftgötter waren zahlreich, von denen außer Tongaloer Wilson 390 noch *Finaulonga* erwähnt. Fremde, nicht einheimische Götter hießen *Teiga*; sie erhielten, je nach dem Erfolg der Gebete zu ihnen, oft größere Ehre als die einheimischen (Wilson eb.).

Auch der neuseeländische Götterhimmel ist unerschöpflich; doch da er keine besonders hervorragende Gestalt weiter bietet, da wir ferner schon Vieles von ihm erwähnt haben und drittens, da alle diese Göttergestalten in die Heldensage übergegangen sind, so erwähnen wir hier nur noch den Gott *Tahu*, den „Urheber des Guten“ (Taylor 18 f.) und übergehen das Uebrige; was wir um so leichteren Herzens können, als gerade Neuseeland mit besonderer Vorliebe mythologisch behandelt ist (Schirren, Grey, Taylor u. f. w.). Dagegen müssen wir auf Tahiti noch einiges besprechen, zunächst den Gott *Hiro*. Er war Gott der Diebe, der von jedem gestohlenen Schwein ein Stück vom Schwanz als Dank erhielt (Therm. und Bennet 1, 91). Wunderbare Geschichten gehen von ihm: zu seinem Vergnügen bohrte er Löcher in die härtesten Felsen. Er befreite eine von Riesen bewachte Jungfrau, indem er durch Ausreißen der Bäume den Bann des Zauberortes brach und die beiden Hüter, *Taupiri* und *Mariva* tötete. Mit mehreren Hunden und Kriegern schiffte er auf einem Doppelfahne weg, um den *maro uru* — den rothen Maro, Gürtel, der das Symbol des Feuers und der Göttlichkeit war; *Uenuku*, der Gott des Regenbogens, trug ihn, wie wir sahen; der König wird damit als dem Emblem seiner Würde bekleidet — um diesen Gürtel zu holen, zog *Hiro* aus. Er kam an viele Inseln; Nachts bekämpfte er mit seinen Hunden die Ungeheuer und Riesen am Boden des Meeres. Einst war er unten in einer Grotte eingeschlafen, als die Götter der Finsternis, seine Feinde, sein Schiff und dadurch ihn vernichten wollten: allein noch zur rechten Zeit ward er von einem treuen Hunde geweckt, hob sein Haupt aus den Wogen und zerstreute seine Feinde. Man zeigte auf einer Insel noch sein Schiff, sein Ruder und seine Hunde als Berge und Felsen (Mörehout 1, 447 f.), und zwar sein Schiff und seine Hunde zu *Tahaa*, sein Ruder aber auf einer Bergspitze *Huahines* (Ellis 1, 328). Auch mit den Stürmen kämpfte er.

halb er auch die Menschenopfer vor und nach demselben erhielt (Ellis 1, 276) und ihm auf Karotonga sehr oft ebengeborene Knaben geweiht wurden (Williams 545). Er war es denn auch, welcher die Ceremonien bei der Thronbesteigung des Königs leitete; von ihm gesendet kamen die Haifische, um den König als Beherrscher des Meeres zu begrüßen, ihm wurden die Menschenopfer, welche bei dem Fest nöthig waren, gebracht (Ellis 3, 108 f. Mörzenh. 2, 22); er galt als Vater des Königs, wie in Tonga der mächtigste Herrscher Vertreter des mächtigsten Gottes war. Er herrschte (nach dem Glauben auf Raiatea und den nahe gelegenen Inseln) auch im Po, denn er fraß die Todten und entließ sie gereinigt aus seinem Leibe (Therm. und Venn. 1, 522). Der Regen galt als Thränen des Oro (Ellis 1, 199, Williams 188). — Wie werth man die Bilder des Gottes hielt, das beweist der fürchterliche Krieg des Jahres 1802 auf Tahiti, welcher sich um ein Bild des Oro entzündet hatte, und der Krieg der Heiden mit den Christen, welche den Götzen verbrannt hatten, auf Raiatea (Williams 187). Schließlich darf nicht vergessen werden,

nicht selbst von jenen Geistern geholt würde. Die Häuptlinge gehen natürlich nach Pulotu, die übrigen bleiben in einer unterirdischen Welt, welche indes ganz wie die irdische beschaffen ist (Turner 235—6). Indes nur den Todten wurde dies Glück zu Theil, welche begraben waren: unbeerdigte Todte irren umher und man hört sie Nachts im kläglichsten Tone wimmern „hu! wie kalt, wie kalt!“ (Turner 233; Hood 142). Weil sie nun aber, wenn sie nicht begraben werden, zurückkommen und den lebenden Angehörigen strafen (Hood eb.), so thun diese alles Mögliche, um sich davor zu bewahren. Ist also einer im Kampfe gefallen oder ertrunken, so setzen sich seine Verwandten und Freunde hin, breiten ein Tuch vor sich aus und nach dem Anruf an die Götter: „ihr Götter, seid gnädig! gebt uns die Seele dieses jungen Mannes“, warten sie, ob nicht irgend ein Thier auf ihr Tuch kriecht. Kommt dann nun eine Ameise, eine Heuschrecke oder etwas der Art, so ist dies die Seele des „jungen Mannes“ und das Thier wird mit aller regelrechten Feierlichkeit begraben; kommt nichts, so denkt man der Geist zürne den Dastigenden, Andere lösen diese ab und

der Schutzgötter. In Polynesien nun war es ein ganz gewöhnliches Mittel, daß man das Tabu durch aufgerichtete Tikibilder, d. h. Bilder der Schutzgotter bezeichnete (Neuseel. Michelis 89; Tah. Ellis 3, 106) oder wie in Tonga und Samoa durch Geflechte und Tapastücke in Gestalt einer Eidechse oder eines Haies (Mariner 2, 271; d'Urville a 4, 304; Turner 294-5) — was ganz dasselbe ist, denn Eidechse und Hai waren nur Bilder der Schutzgeister. Brach aber einer das Tapu, so fraß ihn der Fisch auf: d. h. so fiel er in die Gewalt des Gottes, welchen der Fisch darstellte. Auch das Wort läßt sich erklären; ta heißt neuseel. sehr, pu bezeichnen tapu also bedeutet „streng bezeichnet, verboten“ (Shortl. a 81) — und wenn wir nach allem Vorstehenden zur Deutung dieser Sitte gehen sollen, so war die ihr zu Grunde liegende Anschauung wohl folgende: Alles, was den Gottern geheiligt ist, angehört, steht über menschlichem Gebrauch: wer es von den Menschen berührt, muß sterben.

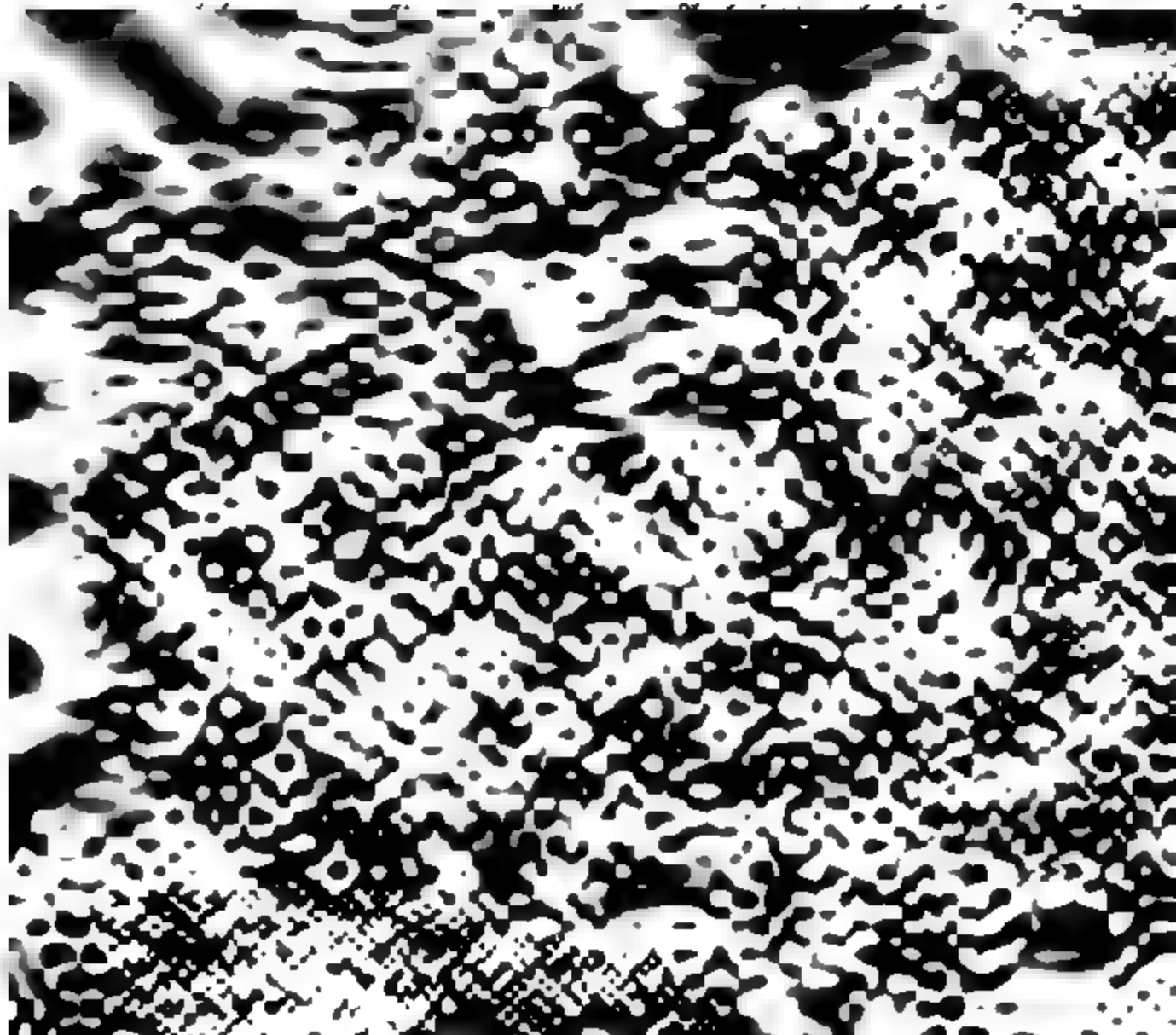
Also sind Tempel, Idole, die vornehmen Menschen und alles was mit ihnen in Berührung kommt, tabu. Das Tabu hing aber ganz

dem Gott etwas von den Speisen geopfert (Wilson 458; 284); wie man auch jede Handlung, Essen, Arbeiten, Schifffahrt, Pflanzen, Pauen, Fischen u. s. w. und ebenso den Tag und die Nacht mit Gebet begann (Ellis 1, 350). Derselbe fromme Sinn wie überall in Polynesien zeigt sich trotz aller heidnischen Auswüchse auch hier.

Auf Paumotu war alles, was die Gottesverehrung betraf, ebenso wie zu Tahiti: nur daß auf Mangareva der Tempel die gewöhnliche Hausform hatte und daß es daselbst keinen gesonderten Priesterstand gab. Die Fürsten waren zugleich Priester (Mörenh. 1, 110. Beechey 122; 137). Auf Hao hatte jeder Einzelne sein besonderes Idol, das er immer bei sich trug; es war der Schenkelknochen eines Freundes oder eines Verwandten, der oben mit einer Haarlocke versehen war (Beechey 179). Auch die markefanischen Einrichtungen stimmen wesentlich mit den tahitischen überein. Die Marae lagen gern auf Bergen und waren mit den ehrwürdigsten Bäumen bedeckt, gepflastert und mit riesenhaften Steinen umwallt, meist zugleich auch Begräbnißplätze. (Melville 1, 176 f. Radiguet

sondern allein der Gott selbst daran schuld; er hörte nicht, weil er unterdessen im Wölderland verweilte (Polak narr. 1, 154).

Im engsten Anschluß an die religiösen Anschauungen dieser Völker müssen wir die Art und Weise darstellen, wie sie ihre Kranken und Todten behandeln. Denn diese Behandlung beruht durchaus auf dem, was sie von den Göttern, von den Seelen und dem Zustand nach dem Tode glaubten. Daß man Krankheit überall als Besessenheit auffaßte, haben wir schon erwähnt. Daher erklärt es sich, wenn man die Schwindsucht, jenes langsame zehrende Uebel in Samoa durch Bedrohung mit dem Speer zu heilen versuchte. O Moomoo*) rief man, ich bin im Begriff, dich zu durchbohren, (Turner 221) und erwartete hierdurch d. h. denn doch durch Vertreibung des bösen Geistes, Besserung. Eben deshalb stellte der Priester mit einem Kranken und seiner ganzen Familie eine Reichte an, ob irgend eine Tabuverletzung oder dergl. vorgekommen war, über welche erzürnt ein Gott die Krankheit sende. Man beichtete ganz ehrlich, widerrief etwa ausgesprochene Flüche, gab dem Priester die Sühngeschenke, die er verlangte, kurz, man that Alles



halten (Math. G*** 115; Rabigniet 636). Hier zeigt sich also wieder freundliche Gesinnung und nicht andres auf Neuzeeland, wo alle Verwandten den Kranken besuchten, der mit besserer und leichterer Nahrung gepflegt wurde. Indes geschah das nur bei Vornehmen: um Geringere kümmerte sich Niemand, sie gingen, wenn sie erkrankten, in den Wald und kamen entweder gesund oder gar nicht wieder (Dieffenb. 2, 61 f.). Auch andere Härten kamen vor: um das Tabu des innewohnenden Atua zu vermeiden, schleppte man Kranke und Sterbende öfter aus dem Hause (Taylor 61) oder verließ sie und pflegte sie nicht genügend, so daß sie verhungerten (Polard narr. 2, 332), aber dies Alles ursprünglich nicht aus Roheit, sondern nur aus frommer Furcht. Wahnsinnige und ganz Ausfällige galten daher, als für immer von einem Gott besessen, wie Begeisterte für heilig, doch ging man ihnen aus demselben Grund aus dem Weg (Ellis 3, 40; Turnbull 127).

Dabei waren aber die Polynesier gar mancher Arzneien und Heilmethoden kundig. Zunächst verstand man es im ganzen Ocean, ermüdete

sie sehr geschickt (12). Pflanzenaufgüsse wendeten sie innerlich und äußerlich vielfach an (Mörenh. 2, 164 f. Forster Bem. 429, Ellis 3, 38) und waren die Recepte oft Geheimnisse der Priester; die Einzelnen wußten einzelne, auf die man bei der betreffenden Krankheit verwies (eb.). Dampfbäder und kalte Abwaschungen waren sehr gebräuchlich (Mörenh. eb.); auch hatte man Mittel gegen das Gift des Tausendfüßers, des Skorpions und einer sehr giftigen Fischart (eb.). Natürlich wendeten die Aerzte, die Priester, kein Mittel ohne mannigfache Ceremonien und Anrufungen an, auch erhielten sie nachher Belohnungen hier (Ellis 36 f.), während die tonganischen gar keinen Lohn nahmen (Mar. 2, 246). Frauen besorgten in Tahiti vielfach leichtere Mittel, wie Reibungen, Umschläge und dergl. (Mörenh. eb.). Die Hawaier und Maori wandten ebenfalls Schwitzbäder an (Ellis 4, 335; Polack narr. 2, 273), beide Stämme auch eine Menge vegetabilischer Arzneien, welche zum Theil gut gewählt waren, als Abführ-, als Brechmittel; öfters auch waren sie gemischt aus verschiedenen Pflanzen. Sie standen hierin den Tonganern,

war 1774 von Kallao aus und abgeschickt vom Vizekönig von Peru der spanische Capitain Bonechea nach Tahiti gekommen, welches er 1772 zuerst in Augenschein genommen hatte, um die Insel in Besitz zu nehmen; jedoch wurde dieß durch seinen Tod (1775) vereitelt. Er hatte auch katholische Missionäre mitgebracht: allein diese hatten gar keinen Erfolg und kehrten nach beständiger Todesgefahr Ende 1775 nach Kallao zurück (Bratring 45). Gegen die neu angekommenen Protestanten nun sowie gegen seinen eigenen Vater erhob der Sohn des Königs, Otu, gereizt von einem raiateanischen Priester einen Aufstand, der dadurch Anklang fand, daß man in den Missionären sehr gegen die Erwartung keine kriegerischen Bundesgenossen und Parteigänger fand (Mörenh. 2, 429). Allein obwohl er gute Erfolge hatte, so gelang es doch dem alten König, durch Otus Mutter Idia — sie war eine bedeutende Frau und von großem Einfluß auf die damaligen Geschicke Tahitis — den Sohn zu gewinnen, der dann den Priester tödten ließ, (Ellis 2, 30 f.). Fünf Missionäre, — denn die Missionäre behandelte man in Folge von Streitigkeiten, welche durch entlaufene Matrosen des Schiffes Nautilus entstanden, sehr

an ihm zu rühmen, daß er mit großer Energie den Ackerbau förderte, daß er eifrig Lesen und Schreiben lernte und lehren ließ, daß er sich und sein Volk mit vielem Aeußerlichen der europäischen Kultur bekannt machte. Indes hingen die Eingebornen am Alten so fest, daß sich Viele zu wiederholten Malen den für das Tattuiren festgesetzten Strafen willig unterwarfen (Thermann und Bennet 1, 520), daß sich heidnische Lieder und Länze namentlich in Raiatea (Bennet a 1, 140) vielfach erhielten, daß man oft heidnische Anschauungen auf christliche Dinge übertrug und die Bibel ganz wie den alten Familiengott gebrauchte (Beckey 224). Indes nahm doch nach Pomare II. Bekehrung und seinem kühnen und schadlosen Verzehren einer heiligen Schildkröte (Ellis 2, 93) die Zahl der Christen so rasch zu, daß 1816 schon der ganze Archipel bekehrt war (Ellis). Wenn Mörenhout (2, 459) den Krieg der heidnischen gegen die christlichen Tahitier, der 1815 geführt wurde, einen wahren Religionskrieg nennt, so ist dies eine starke Ungenauigkeit. Jener Krieg war hauptsächlich eine Reaktion des unterworfenen Adels gegen den Usur-

noch nicht kannten, taufte und firmte man einen beträchtlichen Theil der Neubekehrten, von denen dann eine Mutter durch das Taufwasser tabu zu sein glaubte und Zweifel trug, ob sie ihr Kind noch auf dem Rücken tragen durfte, wie der katholische Missionär Paval selbst als einen komischen Zwischenfall berichtet (Vutter. 109—113). Von hier aus gingen Paval und Caret nach Tahiti. Dort aber bestand jenes Gesetz, daß über den Aufenthalt der Fremden auf der Insel die Königin und das Parlament zu entscheiden hätten. Beide Regierungsgewalten nun verboten ihnen, durchaus rechtmäßig, den Aufenthalt auf der Insel, welchen sie durch ganz unwürdige Schleichwege sich zu ermöglichen versucht hatten (Ellis a 1, 403 f.); die Katholiken aber weigerten dem Vaudegesetz Folge zu leisten und mußten deshalb schließlich, damit die Würde des Gesetzes nicht ganz lächerlich gemacht werde, in das Schiff, das sie fortbringen sollte, getragen werden (Vutteroth 119—121). Alles dies belegt Vutteroth aufs schlagendste mit Carets eigenem Bericht in den Annalen (56, 216 ff.), dem zum Troste man später französischer Seits die Dinge ganz anders hat darstellen wollen. Die Hauptlinge hatten diese Ausweisung ausgesprochen; die protestanti-

finden, welche d'Ewes 1850 nicht schlecht genug schildern kann, und die natürlich den Missionären feindlich sind (ev. Miss. Mag. 1866, 447 f.; vergl. auch Wilson 199 f.). Auf ihren Verläumdungen oder Uebertreibungen mag beruhen, was Belcher (a 2, 26) von den harten Peitschenstrafen, welche die Missionäre in Vavau angewendet hätten, erzählt. Jedenfalls müssen wir die Nachricht mit Vorsicht aufnehmen: und ebenso ist es unglaublich (Willes 3, 10, 16), daß die Missionäre verlangt hätten, im Kampf sollten die Feinde entweder getödtet oder bekehrt werden. Das ist nach allem, was wir sonst von jenen Männern (z. B. von Turner, Thomas) wissen, ganz unmöglich; auch wäre dies Verbrechen, wenn es wahr wäre, ihnen gewiß von Seiten der Katholiken aufs heftigste und wiederholteste vorgeworfen. Allerdings scheinen sie Anfangs etwas hart gewesen zu sein, die Sonntagsfeier ist übertrieben streng (Belcher eb.), jede Verletzung derselben zieht Geld- und andere Strafen nach sich (d'Ewes 140) und auch Erskine tadelt die Strenge und den Hochmuth der Missionäre (131). Allein sie waren in Polynesien und mußten streng sein: und was Erskine sagt, sie hätten Häuptlinge nur stehend mit sich reden lassen, so ist in Polynesien die höfliche Sitte gerade umgekehrt wie bei uns: Vornehme stehen, Geringere erniedern, setzen sich. Mag man hier manches tadeln: im Allgemeinen ist ihre Thätigkeit ungemein segensreich. Sie haben die groben Laster fast ganz ausgerottet (vergl. Anderson 335), sie haben die Kriege vermindert und menschlicher gemacht, daher die Bevölkerung im Zunehmen, die Moralität im Wachsen ist. Allerdings ist das Volk zur Trägheit geneigt (Quart. rev. 1853, Dez. nach Lacroix): aber seine Thätigkeit ist im Steigen und wird durch Erziehung und Unterricht immer mehr gesteigert (vergl. Williams und Calvert 1, 138). Schulen sind eine Menge da und die Leistungen derselben sind gut (Gesch. 195 f.). Gelehrt wird Rechnen, Schreiben, Lesen, Geographie, Naturgeschichte (angeblich auch Philosophie, was wohl nur Physik heißen soll), englische Sprache und — sehr weise — die Volksagen von Tonga. Ueberhaupt haben die Missionäre hier, wo sie es konnten, die Sitten geschont: Kava wird noch getrunken (Gesch. 213), der Hausbau, die Kleidung ist wenig verändert. In Samoa finden wir ein gleiches: hat sich doch das Kava-trinken, das Tatuiren, welches freilich von den Missionären jetzt verboten ist, erhalten (Good 96; 124), wie auch der Glaube an das

sind Hochstetters, so der Ansiedler Gründe beschaffen, auf die gestützt er das Resultat zieht, die Maori seien dem Untergang verfallen! Im Gegentheil eine Cultur, auf welche stets des Dichters Wort: „mußt du Tod und Jammer senden?“ sich anwenden läßt: eine solche Cultur ist denn doch selber von bedenklicher Beschaffenheit. Und ferner im Gegentheil: die Maori haben Kraft bewiesen und Fähigkeit im höchsten Maasse und wohl schwerlich möchte irgend ein europäisches Volk, die „anglojoronische“ Race mit eingeschlossen, bei ähnlichen Zumuthungen besseres leisten: Die Maori haben mit allem ihren Herkommen brechen und sich eine Cultur aneignen müssen, welche unendlich hoch über ihrer Bildungsstufe stand; sie haben dies vermocht, obwohl man sie meist feindselig und geringschätzig behandelte, sie haben dies in kaum 50 Jahren vermocht: und nun, weil sie noch nicht ganz so gebildet sind, wie die Europäer, weil sie im wilden und blutigen und gewiß kurzfristigem Krzweistungskampf, zu dem sie aber auf eine Weise gedrängt wurden, daß er unvermeidlich war, der englischen Uebermacht gewichen sind, weil sie der ungeheuren Anstrengung, welche

Es ist eine wichtige und noch nicht ganz gelöste Frage, ob und wie diese Völker mit jenen beiden ersten Abtheilungen und namentlich der zweiten verwandt sind. Allein da diese Stämme zum Theil wenigstens von Waitz selber in der ersten Hälfte des fünften Bandes erwähnt sind; da ferner die eben angeregte Frage sich nicht rasch beantworten läßt, so wollen wir auf diese Untersuchung hier nicht weiter eingehen, deren genaue Erörterung wir uns für einen anderen Ort aufbewahren. Dort werden wir, weil uns hier der Raum gebricht, auch über das Verhältniß der Melanefier und der Malaiopolynesier, sowie gleichfalls über die Verwandtschaft der Neuholländer ausführlich reden, während uns hier nur die ethnologische Schilderung dieser Völker beschäftigen soll. Auch die Frage, in welchem Verhältniß die Melanefier zu den schwarzen Ueberwohnern Indiens stehen, welche man vielfach angeregt hat, lassen wir hier bei Seite und beginnen zunächst mit dem eigentlichen

Melanefien.

Das Gebiet umfaßt, wenn wir von Süden nach Norden gehen,

von kühnen oft schönen Gesichtszügen, die Weiber jedoch klein und später meist häßlich (Forster N. 3, 81; 138; Verm. 215; Rietmann 152). Ihre Hautfarbe ist ein schmutziges Schwarz (Gill 226; Forster Verm. 215) oder ein dunkles Kupferbraun, welches bis ins Schwarz übergeht (Turner 46 f. Forster N. 3, 72; Rietmann 152). Erskine nennt sie glänzend schwarz (306), doch beruht dies sicher auf einem Irrthum, welchen Turner aufklärt: denn er sagt (77), sie bemalten sich sehr häufig mit einer schwarzen Farbe, welche zugleich Zeichen der Trauer ist und sähen dann schwarzglänzend, wie gewichst aus. Ihre Haut hat das Sammetartige der Negerhaut (Forster N. 3, 82). Der Körper ist mit zartem Haar dicht bedeckt (Ersk. 306; Gill 226); das Haupthaar ist meist schwarz, seltener braun, oft mit gelbbraunen Spitzen, es ist kraus und wird von den Männern 12-18", von den Weibern nur anderthalb Zoll lang, bei beiden aber in einzelnen dünnen Locken (oft 600-700) getragen, welche von den Haarwurzeln an durch Pflanzenrinde zusammengeflochten, an der Spitze freigelassen und daselbst ganz kraus sind; alle werden nach hinten ge-

Inseltette, die von Ambrhen, Koba, Aragh, Maiwo. Bougainville schildert die Kobaner als klein, häßlich, übel gebaut, mit dicken Lippen, bartlos, mit wollig-krausem Haar und von schwarzer oder braungelber Farbe. Auch hier waren die Weiber besonders häßlich (Boug 211 f.). Dagegen preist nun Selwyn (ev. Miss. Mag. 1869, 326) die Kobaner als ungewöhnlich schöne Menschen und im allgemeinen wurden die Bewohner der nördlichsten Hebriden gerühmt: wenigstens sah Nietmann (177) auf Espiritu santo lauter schöne schwarze Leute und ebenso schildert er die Bewohner von Vanua Lava zwar als sehr dunkel, aber als gut gewachsen und hübsch (180). Cuivros fand 1805 auf dem dichtbevölkerten Espiritu santo braune, schwarze und sehr weiße Menschen, letztere mit rothem Haar und Bart (Torquemada 5, c. 68; Dalrymple 256; 283; Fleuriu 50 f.), von welchen letzteren Fleuriu (43) vermuthet, daß sie weiß bemalt, ihr Haar aber gebleicht war. Die einen hatten langes schlichtes, die anderen kurzes krauses Haar. Auch diese Inseln sind je von verschiedenen Stämmen bewohnt (ev. Miss. Mag. 1869, 324 f.), woher sich mancher Widerspruch über die Eingeborenen lösen mag. Besser

sind tüchtige Schützen. Auf den Salomoinfeln und in Neubritannien finden wir nichts Neues, nur daß auf Buka die Bogenseune mit einem Harz überzogen und in der Mitte zur Schonung mit Bast bewickelt ist. In Vera sind auch die 4' langen Keulen mit buntem Bastgewebe umhüllt; auch trägt man Schilde von Flechtwerk, die mit Matten gedeckt und mit rothen und gelben Troddeln versehen sind (Gower Carteret 364; Vera Nietmann 195-6; Contrar. Choiseul 219. Jabel eb. 223; 237-8; d'Urv. b. 5, 41; Choiseul Bougainv. 229, Buka eb. 232; Labill. 1, 228-9). Vergiftet sind die Pfeile auf Sumbu nach Cheyne 66; Steinhämmer hatte man auf Jabel Surville 238 nota), Muscheltrompeten in Neubritannien (Schouten Diar. 50; Le Maire Hist. d. N. 11, 470; Vana Nojav eb. 18, 568; Tombara Bougainv. 248; Lesson complém. 3, 91, Amakata Hunter 142-9. Denis Dampier 5, 84; Lous. 2, 282, Macqill. 1, 127; Torrest. 2, 17; Parivariinfeln eb. 1, 296). Auf den Admiralitätsinseln sah man keine Bogen oder Keulen, sondern nur Speere, welche als Spitze ein scharfes Lavastück hatten und an der Befestigungsstelle von Schaft und Spitze mit einem Harz über-

trägt. Letztere war freilich in manchen Gegenden groß, nirgend aber unüberwindlich und hörte meist ganz auf, sobald die Eingeborenen Zutrauen gefaßt hatten; das aber war ihnen schwer, denn sie sahen in den Europäern unheimliche Wesen, Geister oder Dämonen und die Weißen trugen ihrerseits nichts bei, ihnen das Zutrauen zu erleichtern. Denn abgesehen von der rücksichtslosen Grausamkeit Schoutens, le Maire's (Diarr. 57), Dampier's (5, 96 f.), Roggeween's, welcher letztere z. B. als er Kokosnüsse brauchte, die kleine Insel Moa (nördl. von Neuguinea) angriff, die Eingeborenen tödtete, die Häuser verbrannte, die Kokospalmen abhieb und so 800 Nüsse gewann (Roggew. allg. Hist. d. N. 18, 570, Behrens 169), abgesehen von diesen Männern aus den Zeiten der *Taton* und *Caplana*, so benahmen sich *Surville* (252) und *Bougainville* (215) nicht viel besser, auch Cook ließ wegen eines geringen Vergehens die Eingeborenen von *Erromanga* mit Kanonen niederschleßen und das ärgste hat unser eigenes Jahrhundert auf diesen Inseln gefrevelt. Man entdeckte nämlich Sankelholz daselbst und dies zog die Händler, hauptsächlich Engländer und Amerikaner hin, doch auch Polynesier, wie wir ja die Expedition des *Hawaier's* *Boli* schon erwähnten. Wie sehr die Handelsinteressen der Europäer den Interessen der Eingeborenen entgegenstehen, zeigt *Cheyne's* Beispiel, der gewiß ein geistig klarer und nicht unbedeutender Mann,

lose Männer" (Turner 464) die Bringer desselben als Betrüger und Zauberer bei den Eingeborenen verleumdeten, so wandten sich doch die letzteren, als ihr Gegenzauber gegen die Missionäre nichts gefruchtet hatte, dem neuen Gott Jehova um so eifriger zu, als er sich mächtiger bewies. So hat sich denn das Christenthum hier ausgebreitet; 1859 waren neben 4000 Heiden 3000 Christen auf der Insel (Turner 501), man hat das neue Testament, 150 Kirchenlieder, Schulbücher u. s. w. in die Sprache der Insel übersetzt und eine Druderei der Londoner Missionsgesellschaft befindet sich daselbst. Der Krieg, der sich 1860 gegen die Christen erhob, half nur die neue Religion ausbreiten; denn die Wilde, welche sie nach ihrem Siege zeigten, gewann ihnen die Herzen ihrer Feinde (Gill 16; vergl. Cheyne 18; ev. M. M. n. F. 2, 491; Grundem. 365). Auch auf Fisu hat seit 1841 das Christenthum Wurzel gefaßt, obgleich hier die Santler arg gehaust hatten (Turner 508); seit 1850 hörte der Krieg, der Kannibalismus auf (Gill 200; Turner 503) und seit 1859 wirkten englische Missionäre hier. Auf Uwea ist die Mission seit 1853 thätig; um 1858 waren von den 2000 Eingeborenen etwa 100 noch heidnisch (Gill 205 f. Turner 518; Grundem. 366). Eingeborene dieser Inseln sind auch schon selber als Missionäre thätig (ev. M. M. eb. 492) und zu Fisu hat die Londoner Mission ein

seit 1841 die Mission thätig ist. Auf Tanna, wohin 1842 Turner kam, 1862 aber die Missionäre wieder vertrieben wurden, sind zwar einzelne Stämme ihnen günstig, die Verhältnisse jedoch so unsicher, daß man die christliche Station auf dem kleinen Nachbarinseln Aniva angelegt hat. Katholiken erschienen 1846 auf Aneityum; gänzlich erfolglos aber haben sie die Insel 1850 wieder verlassen (ev. M. Mag. 1869, 324; Aneityum Basl. Miss. Mag. 1850, 3, 172; Grundem. 367; Erroman und Immer Ellis b. 1, 393, Gill 141; 150; Tanna Niebet bei Burns 157; Ellis b. 1, 391; Gill 228; Grundem. 367. Fate Basl. M. Mag. 1847, 4, 278; 1850, 2, 295; Gill 55; 67; Grundem. 369).

Die Beschwerden über die furchtbaren Greuel, welche von den Sautlern häufig unter englischer Flagge (Hood 205) ausgeführt wurden, drangen endlich auch nach Sydney und so sind denn jetzt Gesetze gegeben auch zum Schutze der schwarzen Eingeborenen (Turner; Nietm. 156; 163). Ferner bildete sich 1850 am 29. Okt. in Sydney der „australische Missionsverein“, dessen Zweck die Ausbreitung des Christenthums in Australien und Melanesien war. Die Missionsthätigkeit für Melanesien wurde dem Bischof von Neuseeland übertragen und ein Missionscollegium gegründet, welches erst in Aus-

Tonga mit einer Forderung von 12,000 Pfd. Sterl. Schadenersatz auf. Es trat jetzt für Thalombau und die Inseln eine sehr trübe Zeit ein. Daran war zunächst Schuld, daß die Eingeborenen in den neuen Zuständen, der neuen Religion, der neuen Cultur noch nicht fest waren. Interessante Beispiele von Rücksällen in heidnische Anschauungen sind gegeben im ev. Miss. Magazin 1868, 404. War doch die Bekehrung vielfach äußerlich geschehen: ganze Stämme waren übergetreten, nur um an den Vortheilen der neuen Lehre Theil zu haben oder auf Befehl der Häuptlinge (eb. 406). Daher glückte es wohl auch den Katholiken, einen Häuptling und auf sein Commando den ganzen Stamm für sich zu gewinnen und von sittlicher Läuterung und Vertiefung war wenig die Rede. Vor allen Dingen aber schädlich waren die zahlreichen Einwanderer, die namentlich von Australien und Neuseeland kamen, meist Engländer, aber auch Deutsche, Amerikaner und Franzosen. Sie wollten meist nur reich werden, gleichviel durch welche Mittel; sie suchten die Eingeborenen ähnlich wie zu Neuseeland, zu Landverkäufen zu überreden, sie verführten dabei oft höchst betrügerisch und gewaltsam, und ein fester Gerichtshof existirte nicht (Calv. 3. A. 572). Man kann sich daher nicht wundern, wenn ganz Fidjchi ins Schwanken gerieth; wenn namentlich die heidnischen Stämme sich gegen das Christenthum vielfach auflehnten, welches sie

werden. Es ist nicht wahr (Seemann 42 u. sonst), daß sie bloß um das Christenthum, nicht um die Civilisation sich bemühen, wie Gräffe*) (Ausl. 1868) behauptet. Sie haben vor allen Dingen Cultur nach Fidjchi gebracht, denn sie taufen nicht eher, als bis sie überzeugt sind, daß der Täufling auch die Lehre gefaßt hat. Was Fidjchi jetzt gutes besitzt, verdankt es ihnen, die Hoffnungen der Inseln beruhen auf ihnen. Zu ihrer Unterstützung muß also möglichst viel und weit mehr geschehen, als bisher.

*) Daß ein Mann wie Gräffe von der „gedankenlosen“ engl. Mission sprechen kann, ist uns unbegreiflich. Wir verdanken ihr über den Ocean sowohl sprachlich wie ethnologisch entschieden die besten und genauesten vielfach geradezu musterhafte Werke. Namen wie Ellis, Turner, die beiden Williams, Calvert, Lawry beweisen das. Und wie falsch die Behauptung ist, sie brächten nur Christenthum, keine Civilisation, das zeigt schon die Einrichtung der melanesischen Missionsanstalt, einer wahren Rufteranstalt, wie sie ev. Miss. Mag. 1869, 356 f. geschildert ist. Man braucht keineswegs in Allem derselben Ansicht mit jenen so hoch verdienten Männern zu sein, um doch ihre Verdienste, ihre Klugheit und Ausdauer anzuerkennen, um doch sich Alles aus ihrer in seine Sprache zu übersetzen, um doch zuzugestehen, daß auch ihre Ansichten gerade für Unbefehrte äußerst zweckmäßig und im hohen Grade bildend sind.

gelöst hat (Grev 2, 207; Hale 106; 479; Wilkes 2, 264; Macgillivr. 2, 79; Teichmann u. Schürm. VI). Wie viel Sprachgruppen sich vorfinden, läßt sich noch nicht sagen, im Süden des Landes bestehen nach Grev und Bleek (II, 1, 1-20) sieben, welche alle wieder in eine Menge einzelner Dialekte zerfallen, da jeder allein wandernde Stamm seine eigene Sprache hat. Einzelne dieser Sprachen haben auch größere Ausdehnung, wie denn eine von Moretonbai bis zum Hawkesburyfluß (Dawson 336), eine von König Georgs Sund bis zur Paisiösbai und dem Gaslognefluß gesprochen (Grev 1, 365; Gr. u. Bleek II, 1, 6; King a. 2, 636) und auch noch tief im Inneren gefunden wird (Kennedy J. R. G. S. 22, 229). Dieselbe Sprache mit nur mundartlichen Veränderungen findet sich auch um Adelaide, und die Eingeborenen von Murray und Murumbidge verstanden sich mit denen von König Georgs Sund, wie zugleich die Sprachen vom Hunter und Macquarie wurzelhaft verwandt sind (Grev 2, 211 f.). Daß fernere Sprachen viele Verschiedenheiten zeigen, kann nicht wundern: Grev begründet diese Erscheinung sehr richtig in dem bloß mündlichen Leben dieser Sprache, in der fehlenden Verbindung der Völker, der gänzlich anderen Natur. Allein auch die oft große Verschiedenheit benachbarter Sprachen (Mund 1, 47; Grev 2, 393) sowie das scheinbar unbegreifliche Verständniß

ten. Dies ewige Umherziehen aber macht gerade Untersuchungen über den ursprünglichen Wanderungsweg der Bevölkerung bis zur Unentscheidbarkeit schwierig.

Gale hat es versucht (107), eine physische Beschreibung, welche auf alle Neuholländer passen soll, zu entwerfen. Nach ihm sind sie von mittlerem Wuchse, nur selten über 6' und unter 5' groß; schlank, mit langen Armen und Beinen, manche Stämme wohlgenährt und nicht häßlich, die Mehrzahl aber äußerst mager, mit vorstehendem Bauch. Ihre Gesichtsbildung steht zwischen Negern und Malaien. Die Stirn ist schmal, bisweilen zurücklaufend, oft hoch und vorspringend, die Augen klein, schwarz, tiefliegend; die Nase oben eingedrückt, unten breit aber adlersförmig, Backenknochen und Kiefern vorspringend, bei zurückweichendem Kinn; der Mund groß mit dicken Lippen und starken guten Zähnen. Der Schädel ist sehr lang gezogen und ungewöhnlich dick, er ruht auf einem kurzen, kleinen Nacken. Das Haar, lang, fein, aber wollig, ist durch Mangel an Pflege häufig wie verfilzt; es ist oft glänzend schwarz, häufiger jedoch tiefbraun. Die Körperbehaarung ist reichlich, der Bartwuchs stark. Die Hautfarbe ist dunkelchokoladenbraun bis röthlich schwarz oder aber heller. Wir werden, um über diese Schilderung urtheilen zu können die Eingeborenen im Einzelnen betrachten müssen, und beginnen da im Nordwesten.

unpolynesische Name hiergegen, so fanden wir ja polynesisch aussehende Menschen auch an der Koebulbai und Wanderungen der Polynesier in diese Gegenden sind wie ganz unnachweislich, so höchst unwahrscheinlich, und so hat denn Earl selber seine Meinung zurückgezogen (c. 285). Südlich von Port Essington findet sich (Reichhardt 406) meist gelocktes Haar, bei lebhafter intelligenter Gesichtsbildung, ebenso weiter ins Innere hinein (Mitchell three exp. 2, 336), sowie nach Westen hin (Stokes 2, 393; 410). Im Port Essington selber waren die Haare meist schlicht und lang, fester kraus nach Campbell (J. R. G. S. 171), während d'Urville und seine Gelehrten (b. 4, 37; Roquemaurel eb. 254; Demas. eb. 265) es wollig fanden; Hombron eb. 311 nennt es lang und lockenartig gewunden. Sonst zeigte sich nichts von den Eingeborenen anderer Gegenden wesentlich Abweichendes (Macg. 1, 145). Malaienähnlicher, den Südaustraliern nicht nahe stehend, da sie weder die breiten Nasen noch den vollen Mund oder die buschigen Augenbrauen der letzteren besitzen, sind auch die Eingeborenen südwestlich (20° südl. Br.) vom Golf von Carpentaria; sie sind muskulös und wohlproportionirt (M'Donnell Stuart J. R. G. S. 31, 135). Die schwarzlichen Bewohner der Halbinsel York (Macgill. 1, 125) sind zum Theil magere elende Menschen (eb. 119), zum Theil aber auch

lich langen Armen einen nicht ganz aufrechten Gang (559). Die tibia ist bei vielen Individuen in Neu-Süd-Wales oft nach vorn gebogen, als ob auch vorn eine Wade säße, der Fuß groß und plump (Henderson 1, 102), dabei platt mit etwas vorstehender Ferse (Strzelecki*) 335). Die Fußspur der Eingeborenen ist bezeichnet durch kleine Ferse, breiten Fuß, kurzen Zehen und einwärts gerichteten Gang (Bennett 1, 296). Von Einzelheiten ist noch hinzuzufügen, daß die Sklerotica gelb ist (Henderson 1, 102), die Conjunctiva gelb gefleckt, die Iris braun, das obere Augenlid herabhängend, ihr Kopf verhältnißmäßig klein ist (Strzelecki 335). Wenn Strzelecki ihr Haar als bisweilen wollig bezeichnet, so ist damit nur ein starker Grad von Kräuselung gemeint.

Die Bewohner von Südostaustralien (Victoria) sind meist kleiner als die Europäer (Angas 1, 78), 5—6', die Weiber jedoch nur 4' 10" — 5' 7" groß, von geraden Gliedern, und robust, bisweilen hertulisch (Stanbridge Transact. Ethnol. Soc. of London N. Series

*) Strzelecki faßt zwar in seiner Schilderung die Eingeborenen von Neusüd-wales und Tasmanien zusammen; allein da sie 1845 geschrieben ist, so kann sie nur auf erstere Bezug haben.

oberen Strom die Waden gut (Eyre 2, 207), die Muskulatur meist schwach, der Bauch vorstehend (Sturt 2, 77). Sturt fand einen Stamm im Inneren mit vielen Männern, die über 6' groß waren (2, 77), ebenso Mitchell (Journal 269) und Dawson, der (339) sagt, daß die Statur von 5'—6' 3" wechsle. Die Farbe ist sehr verschieden: Mitchell (three exp. 2, 37), fand einzelne glänzend-kupferfarbige Menschen am Tachlan, Sturt (1, 135) eben solche in der Nähe des Darling, Dawson noch mehr im Osten (131); Jäger und Spieseler (ev. Miss. Mag. 1860, 257) am Boga-see und neugeborene Kinder sind hier stets hellkupferfarbig (Dawson 337). Doch gibt es hier auch pechschwarze Leute (Sturt 1, 368) und die Farbe schwankt zwischen diesen Extremen (Mitchell three exp. 1, 211). Viele Individuen hatten schlichtes braunes Haar, andere bei hinduähnlichen Zügen, die Gesichtsbildung wie die Form der Nasen (eb. 1, 268; Dawson 339) ist eine sehr verschiedene — wollig gekräuselt (Mitchell eb. 1, 211; Dawson 337); die Farbe desselben war am Murray bisweilen röthlich (Mitchell eb. 2, 108). Die Stirne war zurückfliehend, mit großem sinus frontalis (Sturt 2, 135), bisweilen ganz europäisch (Dawson 339).

kann. Allein die Schärfe ihrer Sinne ist ganz außerordentlich und hierin übertreffen sie die Europäer weit. Auch schwimmen und tauchen sie gut, selbst Weiber und Kinder (Phil. Tageb. 283; Carron bei Macgill. 2, 240, 252; Melvilleinsel Campbell J. R. G. S. 4. 153; Browne 452).

Von Krankheiten herrscht namentlich ein Augenleiden vor, welches im Süden des Continents (Röler 54 f.) durch den vegetationlosen Boden, den argen Staub, durch Insecten und die Hitze hervorgerufen wird. Auch im Norden ist diese Krankheit häufig (Macgill. 1, 119, 149) und die lang herab hängenden Augenlider, deren wir Erwähnung thaten, stehen gewiß damit im Zusammenhang. Hautkrankheiten (Lepra Freycin. 2, 719; kräusenartige sehr verbreitete Krankheit Philipp Tageb. 267), Geschwüre u. dgl. sind ebenfalls häufig, wie auch Kopfweh und Aehnliches erwähnt wird; doch ist ihre Heilkraft eine sehr große (eb.) und im Allgemeinen waren sie sehr gesund. Die Krankheiten, welche sie so arg dahinraffen, sind ihnen von den Europäern gebracht, welche auch die Syphilis über den ganzen Continent verbreitet haben.

Die Bewohner Tasmaniens waren meist mittelgroß und nur einzelne Individuen größer (Nixon 25; Labill. 2, 176), schlank mit starkem Körper aber verhältnißmäßig dünnen Extremitäten und

setzten sich mit sehr auswärts gelegten Beinen, die Weiber jedoch so, daß ihre Scham durch den Fuß bedeckt war (Tabill. 2, 43). Greife mit grauen Haaren bemerkte sowohl Tabillardiere (Atlas) als auch Peron (d. Uebers. 1, 269). Große Körperkraft hatten sie nicht (eb. 1, 285) und als Springer, Läufer und Fußgänger waren die Europäer tüchtiger (Tabill. 2, 37, 40, 44); doch waren sie geschickte Speerschleuderer (eb. 2, 36) und in dem Vernichtungskampf, welchen die Engländer gegen sie führten, haben sie durch äußerst geschickte Benutzung aller ihrer Kräfte, ja ihrer Farbe den Vertilgern viele Schwierigkeiten bereitet. — Im Ganzen schienen sie gesund und Hautkrankheiten wurden nicht bemerkt (Tabill. 2, 72); doch mag noch schließlich gesagt werden, daß die Männer (welche gewöhnlich die Spitze der Vorhaut in der linken Hand hatten eb. 2, 68) viel zahlreicher waren als die Weiber (Bretou 397). Ganz gleichartig war übrigens die Bevölkerung Tasmaniens nicht: vielmehr zerfiel sie in vier verschiedene Stämme, welche verschiedene Dialekte sprachen. (Latham 362 f.).

Man hat über ihr Verhältniß zu Neuholland viel geredet, Peron (d. Ueb. 2, 263) behauptet ihre völlige Racenverschiedenheit und sagt, sie hätten außer den dünnen Gliedmaßen nichts weder im Aeußern noch in ihren Sitten gemein; nach Duroy und Gaimard ze-

Dieser
schwert

liche.

nadelbl

fast d

blüthe

Gestrü

eintöni

selten,

machen

eben a

wie er

Kolosy

5

ebenso

wähnt werden. Die Beutethiere sind als Hausthiere unbrauchbar, als Jagdthiere sowie die Emus immerhin schwer zu erreichen und auch dann nicht von vielseitigem Nutzen. Allein die meisten Thiere sind klein, viele führen ein nächtliches Leben und können daher nur durch List gefangen werden; die meisten sind unbrauchbar und als einziges halbgezügelter Hausthier findet sich die Dingo bei ihnen (Hunter 35; Leichelm. u. Schürm. 54; Brehm ill. Thierleben 1, 326), welche aber aufs treueste an ihren Herrn hängen (Lench 171). Die Vögel, so prachtvoll ihre Welt in Australien vertreten ist, bieten für den Menschen ebenfalls wenig Nutzen; dazu kommt daß sie wegen des Wassermangels, der auch Süßwasserfische und dergleichen Thiere selten macht, mehr strichweise leben.

Hieraus wird sich nun zunächst das Wanderleben der Australier zur Genüge erklären. Wollen sie ausreichend Nahrung finden, so müssen sie hin und herziehen, um sie aufzusuchen (Cunningh. 184 N.-S.-Wales); diese Wanderschaaren dürfen nie zu groß sein, damit die Vorräthe des Landes reichen und so ist auch die Zersplitterung der Australier in so viele kleine Stämme nothwendige Folge ihres Landes. Auch liegt es auf der Hand, daß sie sich mehr in den Küstengegenden aufhalten müssen, schon deshalb, weil durch die Seethiere ihre so lärgliche Nahrung um ein bedeutendes vermehrt wird. —

für
 Ger
 Sch
 muß
 von
 Sch
 (zum
 7 9
 und
 wel
 liere
 art
 263
 (26
 könn
 run
 und

müssen, wie z. B. auch Ratten, Mäuse u. dergl., nur um satt zu werden. Dazu kommt, daß nun viele dieser Dinge wenig ausgiebig sind. So sagt Hunter (allerdings von Neusüdwales), daß die wilden Dams nur walnußgroß seien (77); Gummi (bei dessen Einsammlung freilich ein großes Fest gefeiert wird (eb. 259) und das auch in fremden Gegenden einzusammeln einzelne Familien ein bestimmtes Recht haben (298) ist wohl nie ein sehr nahrhafter Stoff, und Kängurus, Seehunde, Emus u. s. w. erlangt man doch nur seltener. Und mag immerhin in fruchtbaren Gegenden der Mangel selten drückend werden, so stehen doch nicht alle Landstriche gleich und an der Küste vom Nordwestkap bis Cambridgegolf oder im Inneren ist es ganz anders. Die Eingeborenen, welche Eyre und Leichardt unterwegs verließen, um zurückzukehren, kamen nach einigen Tagen halbverhungert an und in der Fremde gerathen sie leicht in die größte Noth, da man die Süßquellen des Landes genau kennen muß, um sie aufzufinden. Auch Grey hat dies auf seinen eigenen Reisen schwer genug erfahren. Der Mangel an Wasser ist oft das drückendste, wie z. B. Sturt 1, 369 fand, daher von den Eingeborenen auch das Wasser als Eigenthum beansprucht wird und es stets das Erste und Wichtigste ist, was sie zum Lobe einer Gegend sagen, daß sie viel Wasser hat. Indes wissen

Zug, durch den sie oft bis zur Ohnmacht afficirt werden und dessen starke Wirkungen Macgillivray auch an sich empfand. Doch ist diese Art zu rauchen schädlich: sie macht den Geist stumpf und dumm (Richardf. 51). Jetzt rauchen sie Tabak, früher die Blätter einer Eugenie (Jardine 88). Berauschende Getränke hatten sie nicht (Cool eb.). Jetzt rauchen sie und trinken sie gern (Turnbull 39; Shayer 194; Richardf. 50; Rietm. 30), obwohl sie anfangs gegen Brantwein und starke Getränke den heftigsten Widerwillen hatten (Moretonbai Dummore Lang 392; Tench 171; Ring 315; Köler a. a. O. 1, 35). Doch erwähnt Braim (2, 248) ein berauschendes Getränk, welches sie aus Honig bereiten, wenn damit nicht das Tialwasser gemeint ist, welches die Eingeborenen durch den Honig der Banksienblüthen versetzen, um es trinkbar zu machen (Shayer 190).

Alle Speisen — mit Ausnahme natürlich vieler Früchte und auch bisweilen der Käferlarven, welche öfters roh gegessen wurden (Teichelm. u. Schürm. 2; Grey 2, 289) — wurden gekocht, freilich bisweilen etwas oberflächlich (White 84), ehe man sie aß (Cool 1. R. 3, 82; 239. Wilhelmi 15. Hunter 31 u. f. w.). Man kochte auf verschiedene Weise: entweder in Erdgruben, welche Cool mit denen der Tahitier vergleicht (eb. 239); sie waren besonders

kleinere Thiere und namentlich für Vögel haben sie besondere Fallen (Hunter 81); die Fische werden oft mit Speeren oder Gabeln, welche 2—4 Zinken haben und durch Ansätze verlängert werden können, gefangen. Dabei legt sich der Jäger ganz still aufs Wasser und wartet bis ein Fisch ihm stoßrecht kommt (Hunter 80); oder man fängt sie mit Angeln (eb.) oder Netzen (5' lang), welche aus bestimmten Faserpflanzen oder aus Baumbast geflochten sind (Philipp Reise 114; Carron bei Macg. 2, 200; Jardine 77), oft mit eingeflochtenen Haaren oder Thiersehnen (Shaper 190). Auch legen sie in Flüssen und am Meere Fischreusen an (Freycin. 2, 706), die am König Georgs Sund aus Steindämmen bestehen (Vancouver 1, 33; Peron d. Ueb. 2, 245). Für den Schildkrötenfang hatte man am Cap York eigene Warten (Macgill. 2, 22); auch hatte man eine eigenthümliche Angel, um sie zu fangen (Coof 1. R. 3, 237); und ebendasselbst fängt man eine Art durch einen Saugfisch, den man an ein Seil gebunden sich an jene festsaugen läßt (Macgill. 2, 21; Jardine 79 f.). Wenn sie nun auch, um größere Thiere zu jagen, das plumpe Verfahren anwenden, daß sie das Gras anzünden (Phil. Tag. 191; Hunter 28. Peron d. Ueb. 1. 432), so sind sie doch häufig auch bei der Jagd auf Kängurus und Opossums

Brunnen (Greh 2, 12). Brunnen fand Stokes (2, 265) auch am Golf von Carpentaria. Besonders geräumige Hütten findet man südlich von Port Essington (Leichhardt 317), große lange Gebäude von starken Holzstücken aufgeführt, mit wasserdichtem Dach und 5—10 Familien umfassend, deren jede einen besonderen Feuerplatz hat (Greh 1, 304). Zweistöckige Häuser sind nicht selten auf der Halbinsel York am Mitchellfluß und sonst am Golf von Carpentaria (eb. 237). Letztere sind fortwährend bewohnt; die leichteren, kegelförmigen Hütten von 5½' Durchmesser und 6½' Höhe, welche Carron zu 7 in einem Dorfe vereinigt fand und die aus durchflochtenen, oben zusammengebo- genen Stäben bestehen, wohl nur im Winter (bei Macgilliv. 2, 199 eb. 2, 20). Dörfer giebt es auch an der Rodinghambai, wo Carron eines von 18—20 Häusern fand, die bei 7' Länge freilich nur 4' Höhe hatten, aber nett gemacht waren, aus Reisig, welches in die Erde gesteckt und mit Rinde bedeckt war (Bowen 203). Der Fußboden im Inneren war mit trockenem Gras belegt. Von den vier Defen in der Mitte des Dorfes war schon die Rede: zu be- merken aber ist noch, daß am Ende des Dorfes sich eine besonders große Hütte befand, die 18' lang, 14' hoch und 7' breit war. In ihrem Inneren fanden sich Waffen, ein seltsam rothbemalter Schild, den verschiedene Kreuz- und Ringfiguren schmückten, Schwerter, ferner Fischleinen u. s. w. (bei Macgill. 2, 138): es war also wohl ein

äußerlich in der ungünstigsten Lage sind, sich auch am wenigsten entwickelt haben.

Im Rahnbau zeigt sich eine ähnliche Verschiedenheit. Es gab gar keine Rähne im ganzen Südwesten (Flinders 1, 66; Browne 452; d'Urville a. 1, 117) und auch von Port Lincoln erwähnt Wilhelmi nichts davon; ebenso wenig z. B. in der Gegend der Depuchinsel (Widham J. R. G. S. 12, 80). Daher ist die Känguruinsel (obwohl die Bewohner von Viktorialand Rähne von Baumrinde haben Stanbridge Transact. Ethnol. Soc. of Lond. 1, 293, welche 6—10 Personen führen können, Haydon 43), trotz ihrer Größe und der sie bewohnenden Thiere, Kängurus wie Emus, daher sind alle Inseln der Baßstraße und die welche der Küste von Edels- Eintrachts- Ruys- und de Wittsland gegenüber liegen, nicht nur unbewohnt, sondern ganz unbesucht (Peron 3, 207), wenn sie nicht wie Depuchinsel, durch zeitweilig gangbare Dämme mit dem Festlande verbunden sind. Doch hat man Rähne gefunden an der Paisfischbucht (J. R. G. S. XXVI. 274). Nördlich vom Nordwestkap dient ein gehöhlter Baumstamm als Rahn (King a. 1, 43). An der Nordwestküste gibt es keine Rähne, sondern nur Klöße, für welche die Speere als Ruder dienen (Stokes 1, 89; King a. 2, 69); am Glenelg befestigt man dreibis vier Mangroveäste durch Holzpfähle mit einander und läßt den mittleren Pfahl 6—7" nach beiden Seiten vorstehen, welcher dem

einem Loch, Sehnen von Thieren oder Pflanzensafern dienen als Zwirn (Grey 2, 268; Eyre 2, 259; Schaper 190). Ihre Geräthe sonst sind Trink- und Wassergehirre, wozu man im Norden den Blattstiel einer Palme (Macg. 1, 146), im Westen die aufgeblasenen Blätter des Tang nimmt, während man sie sonst vielfach aus Rinde verfertigt (Carron bei Macg. 2, 202); auch Calabassen und große Muscheln dienen dazu (eb. 140), steinerne Aexte und Beile, hölzerne Hämmer und Spatel, um Muscheln von den Felsen zu lösen, scharfe Quarz- oder Granitsplitter, Körbe an der Moretonbai und am Clarencefluß schöne Binsenkörbe, Wasserschläuche, Beutel, Spindeln u. s. w. (Eyre 2, 259 f.; 310 f.; Angus 2, 215; Tench 168; Peron d. Ueb. 1, 277; 2, 252; Macgill. 2, 20 f.; Grey 2, 264 f.). Die Spindeln sind im Spencergolf 2' lange Holzstäbe von der Dicke eines Federkiels, mit einem Kreuzstab am Ende, auf welchen das fertige Garn gewickelt wird. Sie rollen diese Spindel mit der flachen Hand auf dem Schenkel (Wilh. 7). An der Roebuckbai ist ein schaufelförmiges Instrument von verschiedener Größe und aufs reichste geschnitten (Martin 286) ein und alles für die verschiedensten Geschäfte. Die Fischhaken verfertigen sie außer von Muschelschalen auch von Knochen (Tench 168), bisweilen auch aus den Krallen eines Raubvogels (Hunter 31). — Auch grobes Flechtwerk, welches

(Peto
guru-
genäht
nur bei
in dem
ganz n.
6; St
185).
weiß b
und an
aus ih
verziett
hervorg
Gefühl
(Wilh
stens, r

man am ganzen Leibe von Fett trieft, was bei heißer Bitterung und gegen Moskitostiche wohl ganz zweckmäßig ist (Wilhelmi 8). Der Nasenthorpel ist nur selten durchbohrt. Im Haar tragen sie Kakadufedern oder diademartig zusammengeleimte Känguruzähne, oder sie binden einen Federquast oder einen Hundeschwanz hinein (Köler a. 35 f.) welcher letztere bisweilen um den ganzen Kopf gebunden wird (Wilh. 7). Auch schlingen die Männer ein Seil aus Menschen- oder Dopsunshaaren in mehrfachen Windungen um den Kopf. In diese Schlingen stecken sie bei festlichen Gelegenheiten eine seltsame Zierde hinein, hinter jedes Ohr zwei Stäbe, die durch dünne Späne, mit denen sie überdeckt sind, ganz wie Federn aussehen, welchen Schmuck Schürmann auch im Nordwesten des Continentes vorfand (Wilh. 7). Bei Schürmann (56) von einem Federbusch, welchen die südaustralischen Jünglinge an der Stirn tragen, erzählt, scheint etwas Aehnliches aber nicht dasselbe zu sein. Selbst an die Spitze ihres Bartes binden sie oft den Schwanz eines wilden Hundes (Wilh. 7. Abbild. a. 116). Kindern (doch auch Erwachsenen Leich. u. Schürm. s. v. mambarta) werden die Haare in Büschel zusammengelebt, mit Ocker roth gefärbt und jedes Zöpfchen oben mit einem Zahn geschmückt (Köler a. 35 f.). In der Gegend vom Westernport (Südostspitze) bemalen sich die Eingeborenen Leib und Gesicht nicht nur mit rothen und weißen Streifen,

(Flinders); das Haar tragen sie meist kurz, indem sie es (sowie den Bart) absengen (Cook eb. 233; Macgill. 1, 13) oder in einzelnen langen mit Ocker gefärbten Locken (eb.). Armbänder von Pflanzensafte, Halsbänder von Rohrstückchen, die auf ein Seil geschnürt sind, trägt man zu Port Essington, die Männer bisweilen einen feingeflochtenen Gürtel von Menschenhaaren, von welchem dann öfter vorn ein Busch Haare vom fliegenden Hund oder einem Eichhörnchen vor dem Penis herabhängt (Macg. 1, 146).

Das Bemalen des Körpers mit den vier Farben schwarz, roth, gelb, weiß (Macgill. 1, 146; Barron eb. 2, 190; 222; Eyresee Peterm. 1863, 301), finden wir durch den ganzen Continent, aber doch nicht ganz in gleicher Art. Wir wollen hier nicht von den verschiedenen Mustern reden, welche bald gerade Striche, bald Kreuze oder Kreise bilden; die Farben selbst aber haben verschiedene Bedeutung. Roth scheint bei ihnen die heiligste Farbe zu sein; man bemalt an verschiedenen Orten die Todten so. Damit hängt es gewiß zusammen, daß um Port Jackson es für das Zeichen des höchsten Bornes galt, wenn man sich roth bemalte (Philipp Tageb. 257); daß Roth, allerdings mit Weiß, als Kriegsfarbe ebendasselbst aber auch sonst (Freyc. 2, 729) galt (Hunter 24); daß sich am Georgsjund nur ältere Leute roth bemalen durften, nicht jüngere. Daher ist die

die A
 indeß
 Nacha
 meist
 Hüchß
 S
 aufgef
 nördli
 entleh
 hatten
 versch
 solcher
 kanye
 haben
 tarnd

tuirung; daß die Narben ein ursprünglich religiöses Zeichen seien, geht daraus hervor, daß sie zugleich vielfach Stammes- und Familienzeichen sind (Eyre 2, 333; Köler 51).

Da wir über Beschneidung, die sich in verschiedenen Gegenden findet, über die sehr verbreitete Sitte, sich einen oder mehrere Zähne auszuschlagen oder einige Fingerglieder sich abzuschneiden, noch ausführlicher reden müssen, so genügt es, hier darauf hingewiesen zu haben. — So ziehen nun die Wanderstämme des Westens umher, die Männer mit den Waffen voraus, die Weiber, welche das Gepäc und die Kinder tragen, hinterdrein; ihrer Last wird für gewöhnlich auch noch die Kleidung zugefügt, da man auf Märschen größerer Bequemlichkeit halber meistens ganz nackt geht (Köler a. 35 f.). In dem Sack, den jedes Weib auf dem Rücken trägt, befindet sich zunächst ein flacher Stein, um die eßbaren Wurzeln zu zerklöpfen; ein Vorrath der Erde, welchen man mit diesen Wurzeln gemischt ißt; ferner Quarzstücken zu Messern und zu Lanzenspitzen, Steine zu Aexten, Hartzluchen, um damit Waffen auszubessern, neue anzufertigen, sowie auch die dazu nöthigen Känguruschnen, welche auch als Bindfaden dienen (Salvado 322 f.), und Nadeln aus Kängurufnochen; sodann Dpossumhaare zu Gürteln, Stücke von Känguruhaut, um Speere zu poliren, scharfe Muschelschalen, die zum Haarschneiden, aber auch sonst als Messer und Artschneiden dienen, gelber und rother Thon zum

Me
 der
 Th
 viel
 wä
 Do
 wel
 nur
 man
 läß
 (M
 che
 nel

thei

der *Xanthorrhoea* gemacht und oben entweder mit einem spitzen Stein einem Glassplitter u. dergl. oder aber mit einer Reihe von Widerhaken versehen sind, welches Alles man mit Harz befestigt. Ihre Länge beträgt etwa 10'. Auf der Halbinsel York und sonst nimmt man den Stachel eines Stachelrochen als Spitze, welche man durch Gräten desselben Fisches widerhakig machte, eine nicht ungefährliche Waffe (Eyre 2, 306 f.; Cook 1. R. 3. 83 f. 173; 243; 245; Tench 173 f.; White 61; Viktorialand Stanbridge trans-ethnol. soc. N. S. 1, 291; Spencergolf Röler a. 48; Wilk. 9 f.; Südwesten Salgado 322; Inneres Burke Peterm. 1862, 69; Nordw. Grey 1, 252; 2, 264). Uebrigens hat man hier 14 verschiedene Speerarten, davon einige Holzspitzen mit eingeschnittenen Zähnen sowie am Schaftende Verzierungen von Menschenhaar besitzen (Maeg. 1, 147).

Kleinere Speere von 3—4' Länge dienen zur Jagd oder aber zum Spiel (Röler a. 48). Man schleudert die Speere vielfach mit einem besonderen Wurfstock, der 3' lang oben eine Rinne hat, in welche der Speer gelegt wird; während ein Pflock oder eine Spitze am Ende des Wurfstodes in eine Oeffnung am Schaftende des Speeres eingreift. Man faßt ihn mit 3 Fingern, während die zwei andern dem Speer seine Richtung geben. Er dient als Hebel und bleibt in

Inneres Burke bei Pet. 1862, 69 f. Will. eb. 73). Man gebraucht ihn auch im Kriege (Burke eb. Hale 116) und so gefährlich ist diese Waffe, daß selbst die Eingeborenen, die auch zahlreich fliegenden Speeren auszuweichen verstehen, ihr gegenüber ziemlich hilflos sind (Browne bei Peterm. 1856, 453). Eine ähnlich ricochetirende Waffe findet sich sonst nur noch bei Wüstenarabern (d'Escayrac 177). Der Gebrauch von Bogen und Pfeil an der Nordwestküste ist durchaus nicht constatirt (Flinders 2, 208); die Bewohner der Inseln des Prinzen von Wales haben ihn nach Macgillivray nicht.

Die Eingeborenen führen viel Krieg mit einander, denn einmal wird jeder Todesfall für die Folge eines feindseligen Zaubers gehalten und deshalb viel Streit begonnen (Hale 115), dann gilt das Gesetz der Blutrache und der Gesammthastbarkeit und hierdurch wird der Krieg geradezu endlos; ferner wird auch durch die Kengstlichkeit der Eingeborenen, der jeder Fremde als Feind gilt und durch ihr fortwährendes Wanderleben stets neuer Anlaß zu Kampf gegeben (Phil. Tageb. 205, 209; Hale 115; Macgill. 1, 152). Auch die sonderbare Sitte, sich die Weiber immer von einem anderen Stamm zu rauben, führt vielfach zu ernstern Feindseligkeiten (Turnbull 34). Die Weiber selbst geben durch allzufreies Benehmen oft Anlaß zum Streit (Wilh. 37; Turnbull. 42); die Kinder beginnen ihn oft, indem sich

einzelnen Schimpfereien, der Frieden ein, man begräbt die Todten, verbindet die Verwundeten, wenn das Treffen mehr Opfer gekostet hat, gemeinschaftlich und feiert den wiederhergestellten Frieden durch einen feierlichen Tanz (Hodgkinson 235; Hale 116). Doch kommt es auch vor, daß der Kampf ganz ohne alles Blutvergießen vor sich geht, und wenn man lange genug sich mit vergeblichem Speerwerfen abgemattet hat, der Friede geschlossen wird (Wilh. 39). Uebrigens verkehren auch sonst die Stämme, welche mit einander in Fehde sind, wenn nicht gerade eine Schlacht ist, freundlich und friedlich mit einander und sehr häufig sind die, welche noch eben einander auf's wüthendste schalteten, kurze Zeit darauf die besten Freunde (Phil. Tageb. 210; Hale 115; Wilh. 37 f.). Doch wird der Krieg öfters auch weiter geführt nach der Bestattung der Todten (Greh 1, 256) und auch die Ueberfälle, die Schlachten sind vielfach blutig, indem alles umgebracht wird (Haydon 107), denn Gefangene machen die Neuholländer nicht als höchstens Weiber (Macgill. 2, 5), welche dem Sieger jedoch ohne Schande zu Willen sein müssen (Turnbull 42). — Auch noch eine andere Entstehungsart der Schlachten giebt es, die dadurch entstehen, daß zwei Männer in Streit gerathen, ihre jederseitigen Freunde laufen zu, zuerst um abzurathen, dann um zu helfen und bald ist der ganze Haufe in einer großen Balgerei handgemein

auf und j
 abgezogene
 ihn zu fre
 er wie 8
 Ebenso ne
 fallenen m
 mit und 1
 braunt (8
 aus Liebe
 (Austr. f
 Majoribai
 Grant 1
 Genuß m
 man öfter
 Denselben
 und am 1

schneidet, da es als Schutz gegen böse Geister gilt (Angas 1, 123), wobei zu beachten ist, daß man das Nierenfett für den Sitz der Seele hielt. Menschenfett galt auch sonst oft als Zaubermittel und Medicament (Bennett 1, 295) und auch Ehre (2, 255; 359), welcher an der allgemeinen Verbreitung der Menschenfresserei zweifelt, da er nur wenige sichere Fälle weiß, sagt, daß Zauberer Menschenfleisch essen müssen, um ihre Zauberkraft zu erwerben. Die kupferfarbigen Eingeborenen um Port Macquarie gelten den dunkleren als Cannibalen (Cunningh. 2, 2), wie man denn (Dawson) überhaupt sehr sich vor Cannibalismus bei Fremden fürchtete. Auch in Südastralien war er nicht selten (Byrne 2, 278 f.; Austr. fel. 134; Stenbridge Trans. Ethn. Soc. N. Ser. 1, 291), namentlich im Kriege (J. R. G. S. 6. 241), doch fraß man auch hier die Freunde und Verwandte, welche eines natürlichen Todes starben (Howitt a. 289) besonders die Zunge und machte aus ihren Schädeln Trinkschalen (eb. 291; Lake Albert Angas 1, 68). Im Norden mißhandelt man die Leiche des Feindes und läßt sie liegen, das Haupt aber nimmt man mit und die welche am Kampfe theilhaftig waren essen die Augen und das anhängende Wangenfleisch, denn dadurch, so glauben sie, wird man tapfer. Dann wird der Schädel, nach höchst leidenschaftlichem Tanz, in dem er hin und her gestoßen wird, beim Dorf an einer

der

der

sie

und

und

dise

Ab

nie

setz

tibi

und

Er

auf

ein

B.

für

Grundbesitzes der einzelnen Stämme zusammenhängt; denn Feuer auf fremdem Gebiet, ohne ausdrückliche Erlaubniß anzuzünden gilt als Act der Feindseligkeit (Freyc. 2, 745), doch ist hierbei auch die allgemeine Feindseligkeit der Stämme untereinander zu beachten. Ein Fremder, der überraschend kommt, hat einen Angriff zu erwarten und wär' es nur aus Schreckhaftigkeit (Mitchell Thres exp. 1, 183; 204). Die Neuholländer haben einen eigenthümlichen Ruf, um einander aufzufinden, seine Gegenwart bemerklich zu machen u. s. w., der etwa unserem „holla“ sich vergleicht und kuhi (Freycin. 2, 743), am Port Jackson kun-ié (Cunningh. d. Ueb. 174) lauta und (nach dem Notenbeispiel bei Freyc. 2, 745) in dem Intervall einer aufsteigenden Quart mit betonter und abgestoßener letzter Silbe singend gerufen wird. Um 1820 war derselbe wegen seiner Bequemlichkeit in die Sprache der englischen Colonisten vollkommen aufgenommen (Cunningh. eb.). Diesen Ruf lassen Ankommende schon aus weiter Ferne hören, um eben nicht zu überraschen und zu schrecken (Mitchell). Ebenso ist ein grüner Zweig allgemeines Friedenszeichen, welchen Ankommende daher oft in der Hand tragen (Mitchell eb. Hunter 24; Freyc. 2, 745); auch Gegenwart der Weiber und Abwesenheit der Waffen ist ein Friedenszeichen (Mitchell eb.). Auch hält man zum Zeichen friedlicher Absichten beim Kommen die

wofür man im Süden des Continents wenigstens den Namen hatte (Leich. u. Schürm. 56 s. v. witoturlo): eine Flöte, welche aus einem 2—3' langen Bambusrohr gemacht ist und durch die Nase geblasen wird (Stokes 1, 394), sowie sie auch ein Stück Bambus anschlagen und dadurch Töne hervorbringen, die ihnen musikalisch scheinen (Macgill. 1, 151; Südosten Köler 53; Südwesten Salvado 307). Dies letztere Instrument hatten auch die Anwohner von Port Jackson: man hielt einen Stab von hartem Holz auf die Brust und schlug ihn im Takte mit einem andern (Hunter 128), während man im Südosten zur Begleitung des Gesanges auf die ausgespannten Fellmäntel schlägt (Cambridge Trans. Ethn. S. of Lond. 1, 295; Leich. u. Schürm. 24), ja Leichmann und Schürmann sprechen geradezu von einer Trommel von Dpossumhaut. Eine rohe Trommel hat man auch in Westaustralien gefunden (Buckton 95). Auch nach dieser musikalischen Seite hin ist eine große Ähnlichkeit mit Melanesien und Polynesien nicht zu verkennen. — Sie singen viel und nicht schlecht, in meist gehaltenen, ernst ja traurig klingenden Weisen (Macg. eb. White 98; King 315; Wilh. 35). Auch verstanden sie, fremde Lieder nachzusingen (White 98), obwohl sie im allgemeinen die europäische Musik keineswegs schön fanden; vielfach machte sie ihnen gar keinen Eindruck oder

der Ostküste erwähnt werden (White 87; vergl. 69); während sonst die Weiber bei den Tänzen mehr Zuschauer abgeben und die Musik dazu, welche Röler (53) ein monotones Geheul nennt, veranstalten (Südosten Wilh. 36; Röler 53; Südbr. Salgado 307). Man tanzt meist Nachts bei Fackel- oder noch lieber bei Mondenschein und wie sie hierin und in ihrem Tanzkostüm den Polynesiern sehr ähnlich sind, so stehen auch die Tänze selber den polynesischen ziemlich gleich. Vielfach wird in einer ziemlich unregelmäßigen Linie getanzt, bei einigen Tänzen setzen sich nach Vollendung des Tanzes die Männer einige Minuten still hin, dann springen sie auf und tanzen einer nach dem anderen in einer Reihe auf die Weiber zu, welche auch ihrerseits ihnen entgegen kommen, worauf sie sich paarweis zu den Sängern stellen und andere Tänzer aus diesen hervor antreten (Wilhelmi 36). Einen Tanz von zwei Reihen einander gegenüber tanzender Männer sah Darwin (2, 280) an König Georgs Sund. Beide Reihen liefen entweder seitwärts oder nach dem Anderen grad aus, unter Armausstrecken, Drehungen des Körpers und heftigem Aufstampfen, so bald sie sich begegneten. Oder man tanzt paarweise, wobei man bald mit dem Gesicht, bald mit dem Rücken gegeneinander steht. Niederklauern mit gespreizten Knien ist eine Hauptbewegung bei vielen Tänzen. Auch Solotänzer treten nicht selten auf (Hunter 119).

Stunden lang gesungen; so daß Salvados Ausdruck, ihrer Poesie sei besonders Emphase und Wiederholung eigen (305), sich durchaus bestätigt. Uebrigens hat man auch Worte, welche nur der poetischen Sprache angehören (Grey 2, 308). In dieser Form werden nun wichtige Ereignisse des Lebens sofort aus dem Stegreif besungen, doch hält sich, wenn es Beifall findet, Lied und Melodie für lange Zeit, wird auch meist gleich bei seiner Entstehung mit großer Begeisterung von den Eingeborenen aufgenommen. So als der erste Eingeborene sich nach England einschiffte, sangen die übrigen in ewiger Wiederholung:

Wohin wandert das einsame Schiff?

Und bisweilen setzten sie noch ein anderes bekanntes Trauerlied hinzu und sangen (Grey 2, 310; 70).

Wohin wandert das einsame Schiff?

Meinen Rebbling*) werd ich nie wiedersehn!

Wohin wandert das einsame Schiff?

*) Ausdr. kardang. Dies ist ein solches poetisches Wort und heißt eigentlich „jüngerer Bruder“. Während man in Prosa bestimmte Worte hat für älterer, zweiter, dritter u. s. w. Bruder und diese stets sehr genau anwendet: so gebraucht man in der Poesie nur kardang „jüngerer Bruder“ — ein überraschend zarter poetisch gefühlter Zug!

Eingeborenen
 reimend anei
 Athem ausg;
 indef durch
 gewinnen un
 schlingt. D
 guß einer F
 verlassen wa
 zur Rache i
 Wirkung all
 sehr große (
 enthielt eine
 Theil verbra
 II. N. 25 i

Von d
 bei ihnen n

sehen Tänze u. s. w. erinnern (Darwin 2, 230; Röler 53) und
 ferner an einen Zug, welchen alle Eingeborenen im reichen Raabje
 besitzen, an ihre staunenswerthe mimische Begabung. Namentlich die
 Europäer wußten sie zu kopiren und zwar die Gouverneure so genau,
 daß man sie zu sehen glaubte (Turnbull 32; King 314; Cun-

*) Und zwar englisch, um nichts zu verwischen. Die Verlassene singt:
 Wherefore came you, Weerang, From his fond caress
 In my beauty's pride Her, whom you now desert and shun.
 Stealing cautiously Out upon thee faithless one:
 Liket tawny boreang (Sund d. Eing.) Oh may the Boyl-yas bite and tear
 On an unwilly bride. Her whom you take your bed to share
 't was thus you stole me Yang, yang, yang yoh-
 From one who wold me tenderly, Dann antwortet die neue Frau:
 A better man he was than thee, Oh you lying art ful one,
 Who having forced me thus towed Wag away your dirty tongue
 Now so oft deserts my bed. I have watchet your telltale eyes
 Yang, yang, yang yoh-, Beaming love without disguise;
 Oh where is he, who won I've seen young Imbat nod and wink
 My youthful heart, Of tenen perhaps than you may think.
 Who oft used to bless Es folgt dann eine allgemeine
 And call me loved one: Prügelei.
 You Weerang tore apart

Es waren zahllose Darstellungen, schlechterer und besserer Art, zum Theil sehr genau in der Zeichnung und nach Widhams Urtheil sehr alt (eb. 80); am Schwanenfluß war eine Höhle, welche viele Zeichnungen enthielt, doch fand sich hier (eb. 261) nur sinnloses Gekritz. Im Inneren fand Austin an Felsenwänden, welche eine Quelle umgaben, Abbildungen von Menschenhänden und Kängurufüßen (Howitt b. 2, 124), welche gewiß nur darstellen sollten, daß Menschen und Thiere hierher kämen, um zu trinken. Auch im Nordwesten waren an der Küste die Zeichnungen, welche Grev, auf Felsen und Bäumen sah (sie stellten Köpfe, Hände u. s. w. vor, 1, 111), sehr schlecht; je weiter er dagegen ins Innere kam, um so besser waren sie (263 f.). Am oberen Glenelg zieht sich eine Hügelkette her von Sandstein, welcher viele Höhlen hat. Viele derselben sind farbig (gelbroth meist) bemalt, in einer fand sich ein 4' langer Fisch abgebildet (Grev 1, 217): das merkwürdigste aber bieten einige andere Höhlen ebendasselbst. Auf dem schräg ansteigenden Dachfelsen der einen ist auf schwarzem Grund eine weiße Figur gemalt mit gelben Augen und breitwulstigem gekräuseltem rothem Haar, das mit regelmäßigen Reihen weißer Punkte versehen ist. Am Leib, der nicht ganz ausgeführt ist, trägt sie eine rodähnliche Bekleidung, enganliegend. An der einen Seitenwand daneben sind übereinander vier Köpfe mit dicken

im G
 Bauer
 fremde
 Ordnung
 von d
 da sie
 hell
 dem
 Zeugn
 was
 (Carl
 Norde
 renen
 sollen
 Küste,

mehrere Monate auf (eb. 140). Da Wind und Wellen selbst befördern diesen Verkehr, der sicher alt ist und nicht erst, wie Flinders (2, 257) in Timor hörte, seit 20 Jahren besteht: denn gar nicht selten werden Frauen aus Malaisien noch über die Wellesleyinseln hinaus durch die heftigen Nordwestwinde verschlagen (eb. 141; W. Carl 197). Nach alle dem wird es kaum zweifelhaft sein, daß wir jene besseren Bilder den Bugis oder doch ihrem Einfluß zuzuschreiben haben; und was die Sache ganz unzweifelhaft macht, ist der Umstand, daß jene übergeschriebenen Charaktere, wie sie Grey abgebildet hat, Buchstaben aus der Bugi- oder malassarischen Schrift sind. Jenen Mann hat also entweder ein Neuholländer gemalt, der längere Zeit mit den Bugis verkehrt hatte, wie ja Neuholländer jener Gegenden nicht selten malaiische Länder besuchen (Zuker 1, 359), oder aber ein Bugi hat es gethan, welcher längere Zeit im Inneren Australiens lebte und daher seinen Gastfreunden zu Gefallen oder in ihrem Auftrage neuholländische Thiere malte. Schließlich sei noch auf den Umstand hingewiesen, den sowohl Grey (1, 253) als auch Wickham hervorheben, daß ihre Bilder durchaus nichts Obscönes enthalten.

Zeigt dies Alles nun schon, daß die Eingeborenen höher stehen, als man gewöhnlich denkt, so geht dies auch aus Folgendem hervor. Wie sie verschiedene meist beschreibende Namen haben für jeden Fluß, Felsen, Berg, jede Ebene u. s. w. (Dumm. Lang 444), so unter-

(eb. 50).
und York

Aud

nördlichen
handeln u
ein, und
(Macgil
an andern
besonders,
Wort fü
zugl. verl
mit dem
u. f. w.

(eb. 52;
am tiefste
doch ließe

wenn dies gleich Cook nicht gelang.

Sie zählen wohl nie über 5: Gaimards Vocabular von Port St. Vincent, welches Zahlen bis 20 enthält, ist wie es scheint, ganz unzuverlässig (d'Urville a. Philol. 2, 6). Bis 5 zählen die Einwohner der Jervisbai (Gaimard eb. 11), Stämme um Sydney (Pott Zählmethode 46 nach Volbi), in Viktorialand (voc. of dial. 3), die Eingeborenen von Georgs Sund (Scott u. Rind, bei Marsden m. w.) und ebenso, um dies gleich hier zu bemerken die Tasmanier (voc. of dial. 3). Andere Sprachen zählen nur bis 4, so das Kamilaroi (um den Macquariesee, Hale 487), der Adelaidestamm (voc. of dial. 3), ferner Stämme im Osten (King 317), eine große Menge nur bis 3, so viele Stämme im Südwesten (Salvado 303), andere im Süden (Cyre 2, 392), die Stämme der Moretonbai (Latham bei Macgill. 2, 336), die an der Rafflesbai, am Peelfluß, am Macquariesee einzelne, am Lachlan (eb.), die Gudang an Cap York (Macgill. 2, 301) u. f. w.; die meisten nur bis 2, so die Mehrheit der südaustralischen Stämme (voc. of dial. 3; Stanbridge Ethn. Soc. N. S. 1, 304; Schayer 49), das Kowrarega am Cap York (Macgill. 2, 301), das Wiradurei (im Inneren, 200 Meilen westl. vom Macquariesee, Hale 487) und viele andere Sprachen, welche Latham (bei Macgill. 2, 336 f.) aufzählt.

gezähmt, ja als Jagdthier abgerichtet haben (Peron 2, 407). Dazu kommt nun, daß genauere Kenner der Australier von ihrer Indifferenz ganz anders urtheilen. Man sieht ihnen, sagt Stokes (1, 170), selten Neugierde oder Bewunderung an; indes sind sie darum durchaus nicht dumm zu nennen; und gerade im Norden zeigen viele Stämme sich sehr lebhaft interessiert (Stokes 1, 410) in fortwährenden Handelsbeziehungen gar bald wirklich das Nützliche allem Andern vorziehend (King a. 1, 111; 121), und dasselbe gilt z. B. von den Stämmen am Narran (Mitchell Journ. 110) und vielen anderen. Große Geistesstärke rühmt auch Darwin (2, 212) von ihnen; es fehlt ihnen keineswegs an Fähigkeiten (Warrington hist. 505). Lebhaft und wißbegierig, fand sie Hunter (19; Cunningham. d. Leb. 183). Und einzelne sehr befähigte Menschen haben sich bei allen diesen Stämmen gefunden. Macgillivray fand am Port Essington gar manchen Eingeborenen, der weit über den gewöhnlichen Schlag der Europäer hinausragte und schildert einen davon genauer (1, 154 f.). Und solche Beispiele sind häufig; fast jeder Reisende ist mit irgend einem Eingeborenen der Art umgegangen (z. B. Macgill. 1, 164; 154; Mitchell Journ. 415; Grey 2, 370; ev. Wiss. Abg. 1860, 277). Im Anfang der vierziger Jahre erhielt ein Eingeborener den ersten Preis im Sydney-College (Hodgson 253). De-

die Nordstämme mit wenigen Ausnahmen, wie auch einzelne Stämme im Osten (1, 91; 121), so King (bei Reichardt 211) die der Kookinghambai, Philipp (Tageb. 193), White (104), King (314) die Bewohner von Port Jackson; so Peron (2, 250 d. Ueb.) die von Rußland, Grey und Gregory (Peterm. 1862, 284) die der Nordwestküste. Allein sie sind sehr ängstlich und schreckhaft, und wie sich hieraus ihr Mißtrauen, das sie vielfach gezeigt haben, wenigstens zum Theil erklärt, so auch vielfach ihre Feindseligkeit. Plötzliche Annäherung setzt sie immer in Schrecken, und von diesem Gesichtspunkt muß man ihre Feindseligkeit gegen die Europäer vielfach auffassen. So zog Kennedy (Carron bei Macgill.) vorwärts vielfach umschwärmt von feindlich drohenden Eingeborenen, die ihn endlich ermordeten, die ihn vielleicht nicht getödtet hätten, wenn er nicht so ohne Weiteres in ihrem Gebiete aufgetreten wäre. Auch der Argwohn den sie fast immer gegen Fremde gezeigt haben, wurzelt hier (Leuch 183; Peron 1, 432): daher sind sie oft schweigsam und zurückhaltend, ja abweisend gegen die Europäer, ihre Sitten und Waaren gewesen (Hale 109; Pickering 139). Oft aber ist es auch nur, daß sie nicht in der Laune sind, sich vor Fremde in ihrer ganzen Geschildlichkeit zu zeigen (Mundy 1, 222). Wilde Blutgier darf man in ihren Feindseligkeiten gegen die Weißen durchaus nicht

(Victoria Land *Stanbridge Trans. ethn. Soc.* 1, 288) vollzogen wird. Auch der Verführer wird oft vom ganzen Stamm bestraft (*Hale* 114) und zwar dadurch, daß man ihn einer Anzahl von Speerwürfen aussetzt, denen er, wenn er kann, ausweichen darf (*Stanbridge* eb.). Dabei wird aber Keuschheit weder von Mädchen noch von Wittwen verlangt, da sie gar nicht als Tugend gilt und die Jugend daher völlig ungebunden ist (ausführl. *Eyre* 2, 320; *Macgill* 2, 8; *Hastarl* 82). Dagegen verlangt man von den verheiratheten Weibern die größte Strenge (*Macgill* 2, 8). Und doch geben öfters Männer, welche mehrere Weiber haben, einem Freunde, der unverheirathet ist, eines derselben ab (*Hale* 114), aus Dankbarkeit oder ähnlichen Gründen (*Sturt* 1, 296). Ja die Männer prostituiren ihre Weiber selbst, so im Süden, wo man bisweilen sie auf eine Nacht verleiht oder vertauscht, was zwar jetzt für schändlich gilt; aber die Brüder des Mannes haben fast dieselben Rechte wie der Mann selbst und werden deshalb auch von der Frau ebenso wie der Mann angeredet (*Wilhelmi* 20; *Eyre* 2, 319; unterer *Murray* *Angas* 1, 93; *Moretonb. Dumm. Lang* 394). Daß die Prostitution in der Nähe der Colonie erst recht im Schwange ist, das bedarf bei der Höhe europäischer Sittlichkeit nicht erst der Versicherung. — Die Weiber werden von den Männern schlecht, ja oft aufs brutaleste

Schnur nie den des Schwähers nennen darf, und wenn derselbe ein Appellativ ist, sie auch das gleiche Appellativum nie anwenden dürfen, was ebenso von den Namen der Todten gilt (Norden Macgill 2, 10 f.; Sünden Eyre 2, 339). In in manchen Gegenden dürfen sich diese Verwandten nach der Verlobung nicht mehr sehen, die künftige Schwiegermutter muß während der Verlobung ihr Angesicht dem Eidam gegenüber im Nordwesten völlig verdeckt halten (Stokes 1, 284), am Port Philipp soll dies auch nach der Verheirathung geschehen (J. R. G. S. 6, 421) und am Spencergolf verbirgt sie sich fortwährend vor ihm (Stanbridge 289) und er sich vor ihr auf das Allerstrengste: nicht einmal dürfen dritte ihr die Anwesenheit des Eidams mit Worten sagen, nur durch Zeichen darf sie gewarnt werden (Beisp. bei Wilhelmi 20). Man darf diese Sitte wohl nicht daraus erklären, daß durch sie das Verbot geschlechtlichen Umgangs der betreffenden Personen angedeutet sein soll; sie muß, wie sich daraus ergibt, daß man die Namen der Todten ebenso behandelt, einen tieferen, religiösen Grund haben. Soll doch auch der geschlechtliche Umgang ganz naher Verwandten erlaubt sein, nur nicht feste Heirathen unter ihnen (Monatsber. der geogr. Ges. zu Berl. n. F. 4, 228). — Das Verhältniß der Weiber zeigt aber noch andere Wunderlichkeiten. Wir sprachen oben von der meist ganz schrecklichen

sind
des
trage
nie
so
252
von
Män
zum
größt
etwa
10—
vor
Wäh
und
wohr

Schürm. 10). Die Geburten sind leicht, meist hilft eine bekannte Frau der Gebärenden, mit welcher sie sich den Blicken der Männer im Wald oder sonst in der Einsamkeit entzieht (Macgill. 2, 9; Grey 2, 251; Wils. 21). Nur selten hilft der Mann (so um P. Jackson nach Turnbull 42), und den anderen Tag, ja schon nach einigen Stunden geht die Frau wieder an alle Arbeit (Turnb. eb.; Macgill. eb.). Zwillingsgeburten sind häufig (Grey 2, 251; Freycin. 2, 718); mehr Kinder werden nie auf einmal geboren (eb.). Fehlgeburten sind bei der schlechten Behandlung der Weiber häufiger als bei uns (Gr. 248), doch sind die letzteren durchaus fruchtbar. Grey zählte von 41 Frauen 188 Kinder; einzelne Mütter hatten 7; unter 222 Geburten 93 Mädchen, 129 Jungen, und so sollen auch nach anderen Berichten die männlichen Geburten zahlreicher sein, als die weiblichen (Grey 2, 250 f.), auch sind Knaben den Eltern lieber als Mädchen (eb. Salv. 310). Bei der Geburt werden viele Kinder gleich umgebracht, namentlich Mädchen (Spencergolf Wils. 20; Vikt. land, Australia felix 131), das dritte Mädchen ganz gewiß, oft schon das zweite, wenn nicht eine andere Frau es an Kindesstatt annimmt (Salv. 310); ja im Süden sollen die so getödteten von ihren Eltern verzehrt werden (Austral. fel. 129; Stanbridge 289). Ebenso an der Moretonbai (Angas 1, 73). Am Cap York unter

son 176.
 ton 198)
 den, was
 anständig
 schwiftern
 gen die R
 2, 250;
 bert. An
 häufig; 1
 Schwange
 Gefellsch.

Die

gelegt, f
 43 und 1
 mit Schn
 festigt wi

(Gren 2, 250). Durch Roheit und Ungeschick erhalten sie nicht selten freilich arge Verletzungen: so legen sie die Mütter im Süden oft so nahe ans Feuer, daß ihnen die Beinen verbrennen oder sonst ein schwerer Schaden zugefügt wird (Reigh 146; Wilhelmi 21). Indes verbrennen sie sich selber aus Nachlässigkeit und Schlaftrunkenheit aufs ärgste (Barrington 20). Man kann ihnen aber die Zärtlichkeit gegen die Kinder nicht absprechen: sterben dieselben, so tragen die Mütter nicht selten die Leichen 10–12 Monate in ihrem Gede bei sich, auf welchem sie schlafen, bis nur noch die Knochen übrig sind, die sie bisweilen wieder zu einem Ganzen zusammen stellen und endlich verbrennen oder begraben (Stokes 2, 355; Bennett 1, 125; Eyre 2, 344). Ebenso zärtlich sind die Väter, welche ermüdete Kinder sorglich an der Hand führen oder tragen (Röler a. 52; 53); ein herrliches Beispiel von Elternliebe gibt Cunningham (d. Ueb. 179) und alle Berichterstatter sprechen mit gleicher Bewunderung von der Innigkeit derselben (Westen Gren 2, 356; Osten Turnbull 43; Norden Campbell J. R. G. S. 4, 173; Freycinet 2, 734). Um Port Stephens werden Waisen Kinder öfters von unverheiratheten Männern oder Weibern oder auch von Ehepaaren adoptirt (Dawson 68; 239). Am Berg Murchison werden Kinder, welche die Mutter verloren haben, vom ganzen Stamm adoptirt; der Vater lebt so lang

sie durch Gesang stillen (Teich. u. Schürm. 27) benannt mit Namen, welche Naturgegenstände u. s. w. bezeichnen, oder sonst appellativ sind (Teich. u. Schürm. 8); sie wurden unter den Macgills bei Macgillivray's Anwesenheit (2, 11) von einem besonders angesehenen alten Mann gegeben. Der Einzelne kann mehrere Namen bekommen. In Port Lincoln haben nach Wilhelmi 21 die Kinder je nach der Zahl bestimmte Namen, deren die Eingeborenen etwa 6—8 für jedes Geschlecht besitzen; dazu kommt noch der Name seines Geburtsortes, den jedes Kind erhält und endlich ein dritter für die erwachsenen Männer. Und nach der Geburt eines Kindes nennen sich im Süden bei manchen Stämmen die Eltern nach dem Kinde, „Vater, Mutter von Kadli“ u. s. w. bis zur Geburt des Folgenden (Eyre 2, 325). Nach vierzehn Tagen wird dem Kinde dann die Nasenwand durchbohrt (eb. 12), was am Macquarie erst zur Zeit der Mannbarkeit geschieht (Angas 2, 225). Von Erziehung ist nicht die Rede: Kinder züchtigen gilt als Grausamkeit (Dunn Lang 394), die Väter stehen den Kindern gegen die Mütter bei, und so wachsen sie in Ungebundenheit und Uebermuth, ja in Gewaltthätigkeit heran (Fryer 2, 738). Sie werden bald selbständig und suchen sich ihren Lebensunterhalt dann selber (Macg. 2, 12). Um Port Jackson unterrichten die Väter sie im Speerwerfen, indem sie sie Hin-

anders,
Jüngling
ten in
denen di
gen sie
höchst sch
„ihre B
völlerun
auch den
1, 212)
als der
bar vor
sagen E

~~Wilhelm~~

und voll

beschnitten zu werden. Heilig ist auch hier die Sitte; und alles was wir betrachtet haben, spricht dafür, daß ursprünglich derselbe Grund für die Beschneidung herrschte, wie in Polynesien. Im Süden folgt dann das wichtigste dieser Feste, wodurch die Jünglinge (welche 18 oder 20 Jahre alt sind) zu Männern werden und dessen Ceremonien *Wilhelmi* (24 f. bei *Delitsch* 1, 122; *Röler* a. 55 f.) ausführlich beschreibt. Jeder Einzuweihende hat eine Art Pathe, und die schon eingeweihten Jünglinge führen die Einzuweihenden scheinbar mit eigenem Widerstreben und unter dem Wehgeheul der Weiber, welche aber wie auch die Kinder bei Todesstrafe nichts von dem Feste sehen dürfen, den Pathe zu. Ähnliche wehklagende Töne stoßen auch die Männer aus. Wir übergehen das Einzelne und bemerken nur, daß dann die Jünglinge, bespritzt mit dem Blute einiger der Festgenossen, welche sich am Arm verwunden, jene Tattuirungen oder besser Narben bekommen, welche in zwei Reihen (jede Narbe ist von der andern $\frac{1}{2}$ " entfernt) von den Schultern zu den Hüften laufen und wie sie äußerst schmerzhaft sind, auch für sehr heilig gelten. Während der Zeit erfinden die Männer für die so Leidenden ihre Namen, welche stets ganz neu sein müssen. Nach der Operation, wenn die Tattuirten, die bei dem ganzen Vorgange keinen Schmerzenslaut äußern, die bis dahin verbundenen Augen öffnen, erblicken sie zwei wüthende Männer, welche mit geschwungenen Waffen auf sie zuweisen: allein die

Die

Gale (11
tönt plöz
die Männ
unter Tan
unter ver
Mannesp
Stämmen
aus. Al
den bleibt
dert Bari
rung fin
und Fre
ganze Ma
mit gefre
Festes ni

allein das Recht, die Ceremonien vorzunehmen (Barrington 29); er steht in anerkannter Superiorität über den andern Stämmen, als deren Anerkennungszeichen er einen Zahn von den jungen Leuten der anderen Stämme fordert (Collins 546), sowie auch jedem Cameragal selbst ein Vorderzahn fehlt (eb. 582). Einer dieser Operateurs thut nun in der Nacht, wo jene knien, als ob er mit der größten Mühe den heiligen Stein oder Knochen, den sie brauchen, aus seinem Leibe hervorzöge; den andern Morgen agiren die Cameragal einen Tanz, in dem sie Hunde vorstellen, damit jene Knaben Gewalt über die Hunde bekommen; ebenso empfangen sie Macht über die Kängurus und, wie es scheint, über die Feinde, durch allerhand Wunderlichkeiten, welche ihnen Tapferkeit verleihen sollen. Dann wird mit dem heiligen Knochen der obere rechte Schneidezahn (Phil. Reise 67) ausgeschlagen, das Blut muß auf die Brust des Knaben und auf das Haupt des Operateurs fallen, dessen Namen schließlich der nun Eingeweihte annimmt. Den Schluß des Festes bildet ein plötzliches Aufspringen und Vorstürmen der neuen Männer, vor denen alles flieht: zum Zeichen, wie tapfer und furchtbar sie einst sein werden. Es folgt dann allgemeine Lustbarkeit und der Eingeweihte darf nun alle Geschäfte der Männer, auch die Kängurujagd mitmachen (Turnbull 43). Etwas anders ist das Fest bei den Macquariestämmen (Angas

ling
(E a

thun
Sel
eing
426
b u l
Ant
(W
ihm
war
zug
bitb
lebe
2,

natürlich nur nach der Meinung der Eingeborenen, deren Verstand etwa dem des Drang Utang gleich steht (Breton 196) — eine arg Rechtsverletzung, als sie das Land der einheimischen Stämme ohne weiteres in Besitz nahmen und diese verdrängten. — Der Grundbesitz der Stämme ist wieder eingetheilt in kleinere Gebiete für die einzelnen Familien und diese wieder in noch kleinere für die einzelnen Männer, welche denselben rechtlichen Schutz haben, als die Ländereien des Stammes, nur daß die Stammesgenossen (im Süden, nicht im Westen, wo auch die Thiere dem Privateigenthümer gehören Grev 2, 235) auch auf diesem Privateigenthum jagen, Wurzeln graben und Bäume fällen dürfen; soll jedoch behufs einer großen Jagd das Land abgebrannt werden, so darf dies nicht ohne den Eigenthümer geschehen (Browne 446; Nind 28; Eyre 2, 297). Da selbst verkaufen kann der Einzelne seinen Landbesitz (Eyre eb.). — In ihren Gebiete ziehen die Stämme nun hin und her, theils der Jagd halber, theils auch (Browne 447) aus Furcht vor Feinden. Doch haben die im Westen meist ein festes Standquartier, wo die Weiber mit den Kindern bleiben (Grev 1, 252). Meistens aber ziehen die Familien für sich allein, welche dann wieder ihren bestimmten Lagerplatz, wo ihre Hütten stehen, haben und der ganze Stamm vereinigt sich nur bei wichtigen Ereignissen (Browne 448). Durch diese rechtlichen Be-

Stufe hinweist, klarer wie hier, wo alles einzelne wie verhallende
 Stimmen aus früherer reicherer Zeit herüberschallt, wir aber kein-
 wegs den Eindruck erhalten, als hätten wir es mit halb Ent-
 wickeltem, Stehengebliebenem zu thun. Daher ist denn diese An-
 sicht, welche vielfach ausgesprochen ist, die Australier hätten keine
 Spur von Religion oder Mythologie, eine durchaus falsche. Aber
 freilich ist diese Religion ganz ausgeartet, ganz zu Grunde ge-
 gangen in wilder zusammenhangsloser oft unglaublich abgeschmackter
 Dämonologie, in abergläubischer Gespensterfurcht; daher die Grund-
 züge darzustellen für unsere Zwecke völlig genügt. — Nur an wenig
 Stellen des Landes glaubt man an ein gutes Wesen. Ein solches
 aber nimmt man in Südastralien an (Köler b. 148; Byrne
 1, 375), ebenso auch in Neusüdwales (Cunningh. 181; Byrne
 1, 279), und im Inneren des südöstlichen Continents (ev. Miss. Mag.
 1860, 250). Nach Cunningham heißt dieser Gott Rohan, im Süden
 nach den Missionären Peiamei: er wohnt im Himmel, hat alles ge-
 schaffen, weshalb er auch Mahmam-mu-rol „Allvater“ heißt. Er ist
 Rohan ist leicht erzürnt, doch läßt er sich durch Länze versöhnen.
 Auch im Südosten, am Toddonfluß hatte man dunkle Vorstellungen
 von einem Schöpfer aller Menschen und Thiere (Braim 2, 24
 nach d. Pt. Philipp Herald) und Tyermann und Bennett (2, 175)

Zusatz ist. Sinnreicher ist die Mythologie der Stämme nördlich von Perth, deren Welterschöpfer Motogon heißt, der früher ein starker Mann war, die Erde bei Namen rief, blies und sie so schuf. Aber jetzt ist er alt und thut nichts mehr (Salv. 296). Die Schöpfung der Welt selber wurde mit heiligen Tänzen vor bestimmten Götterbildern gefeiert (Howitt 191); aber unmöglich kann man (wie Howitt eb. will) annehmen, daß diese Mythen von Schöpfung und Flut erst neueres Datum, wohl gar europäischem Einfluß erwachsen seien. Wir sehen vielmehr uralte Trümmer ähnlicher Mythologeme in ihnen, wie wir sie in Polynesien gäng und gäbe fanden. Eine entschieden den polynesischen Mythen ähnliche ist folgende, die Wilhelmi (32) von Port Lincoln erzählt: Balgalanna, ein längst verstorbener Mann, hat alle Gegenden in Süden und Westen benannt; dann verwandelt er seine Weiber und Kinder in Felsen in der See und stieg selber in den Himmel, wo er erzürnt Donner und Blitz verursacht und die Eichen mit seinen Keulenschlägen zerschmettert. Die Kowraregos erzählen von einem Riesen Adi, welcher beim Fischen von der Flut verschlungen wurde; da erhob sich ein großer Felsen. Seine Weiber wurden in Felsen verwandelt, welche noch heute ipile, d. h. Weiber heißen (Macg. 2, 30). Diese Erzählungen erinnern an die von Tangaloa und seinem Weibe te Papa sowie an manches andere Polyme-

mannlich gedacht wird, gewohnt habe (Gren 1, 261). Doch gilt Sonne und Mond als böse (Salv. eb. Ring 316). — Andere Gegenden scheinen Spuren von anderen vielleicht ursprünglich mächtigen Göttheiten zu enthalten, von denen vielleicht einige mit den schon analsten zu identificiren sind und manche gleichfalls Berührungen mit volnneischen Mythen haben: Nganno gab vielen Gegenden den Namen, verwandelte sich dann aber in ein Seeungeheuer; Tarrotarro, Gott in Gestalt einer Eidechse, welcher die Geschlechter trennte und also Männer und Weiber schuf; Tarnda, der das Tatuiren lehrte und in ein gewaltiges Känguru verwandelt wurde, womit es vielleicht zusammenhängt, daß Eingeborene im Westen in dem dort feststehenden roten Känguru einen Geist sahen und nicht davon essen wollten (Gewitt b. 2, 121), wie riesenhafte Kängurus auch sonst in ihren Mythen und Sagen eine Rolle spielen (z. B. Wilhelmi 83); Yura, der die Pflanzung lehrte, ihre Vernachlässigung straft und als gewaltige Schlange in der Milchstraße wohnt, welche die Eingeborenen für einen großen Fluß halten (Zeichelm. u. Schürm. 31; 44; 45, 62; 56, nach ihnen Schayer 195) und noch manches andere.

Auch untergeordnete, mehr elementare Geister zeigt ihre Mytho-

weg (Shaher 195; Röler 35 f.; Hale 111; Macg. 1, 151; Greh 1, 340). Auch die Feuer vor den Hütten werden dadurch noch etwas anders erklärt. Uebrigens ist auch der vor allen Geisern gesichert, der Nachts auf einem Grab geschlafen hat (Freycin. 2, 761).

Auch im Aberglauben sind sie stark und der ihre ist genau ebenso albern als der unsere. Sternschnuppen, Kometen bedeuten großes Unheil (Wilh. 32; King 316; Freyc. 2, 703). Niesen bedeutet etwas, Knacken in den Gelenken aber, daß Jemand einem gutes wünscht in der Richtung des ausgestreckten Armes (Macgill. 2, 80), auf den Weg pissen ist ein sehr trübes Omen (Freycin. 2, 763) u. s. w. Auch der Ruf einzelner Thiere bedeutet Unheil: so der eines Habicht, welcher in der Nacht schreit: das bedeutet Tod, namentlich von Kindern, deren Seelen er wegnimmt (Leichelm. u. Schürm. 9). Ein anderer Vogel von mythischer Bedeutung ist der wilto, eine Art Adla, da das Wort zugleich einen bestimmten Stern bezeichnet (Leichelm. u. Schürm. 55 u. v.). Auch Jagdzauber haben sie vielfach, Zaubersprüche mit denen sie die Thiere bannen, Zaubermale u. dergl. (Greh 1, 204; Wilh. 15 f.; Freyc. 2, 762); ebenso Zaubersprüche bei Krankheiten (eb. Wilh. 22). Und so glauben sie denn aufs festeste und mit größter Angst an Zauberer. Daß ganze Stämme als solche

empfangen (Byrne 1, 376). Auch Tempel existiren nicht; denn jenes große Haus, welches Kennedys Begleiter bei einem Dorfe an der Mofinghambai fanden (Tarrou bei Macg. 2, 139), war wohl nur das gemeinsame Schlafhaus der Unverheiratheten. Doch gab es heilige Plätze, wie z. B. jene Höhlen am Glenelg und wie auch die Spitzen der Berge heilig waren, denn dort wohnten Götter, man durfte sie, im Südosten wenigstens, nicht bestreigen; auch sind ihre Malereien häufig auf Felsen, welche die Spitze eines Berges krönen, angebracht. Irgend welche Idole waren vielleicht die 18" langen mit Rinde bedeckten Steine, welche Flinders auf der Vellewinsel (Carpentariagolf) vorfand (2, 172). Man brauchte dabei nicht an australischen (malaiischen) Einfluß zu denken: denn sie entsprechen den Idolen, welche Byrne aus dem Süden erwähnt, ziemlich genau. Der Ort, den Coof (1. R. 3, 84) schildert, ist nur ein Lagerplatz eines Stammes.

Die Hauptbeschäftigung der Zauberer ist die Kur der Kranken, welche ganz wie in Polynesien erfolgt durch Ausfangen der Krankheit an der schmerzenden Stelle und Auspeien (Philipp Tageb. 246, Gluttb. 55; Bennett 2, 90 f.), durch Unterbinden eines kranken oder verwundeten Gliedes (damit der böse Geist, der es bewohnt, im Fortschreiten gehemmt wird), durch Besprechung und Ausziehen jenes

Stücke (Grey 2, 317 f.). An George's Sund erhebt sich das Geschrei erst nach dem Tode des Kranken (Browne 451). Zum Zeichen der Trauer bemalt man sich (Südwesten 1, 336) Gesicht und Brust weiß (Grey 1, 145; Eyre 2, 353; Macg. 1, 148) oder schwarz (Grey 1, 250) oder trägt ein weißes Band um die Stirne (Mitchell three exped. 1, 169); Wunden schlagen sich zunächst und zumeist die Weiber, doch auch die Männer und zwar diese beim Begräbniß der Todten (Grey 2, 332; 335; Mitchell b. 2, 340; Cook 1. R. 3, 235; Stanbridge 1, 298 f. Macgill 1, 148).

Die Art der Bestattung ist sehr verschieden. Man gräbt ein schmales Grab, indem man erst ein Feuer anzündet um alle bösen Dämonen zu entfernen, füllt es halb mit Laub, auf welches die langgestreckte Leiche kommt, die zunächst durch Holzstäbe befestigt und dann mit Laub und Erde bedeckt wird. Die ausgegrabene Erde häufen sie in je einen Hügel zu Häupten und zu Füßen des Grabes auf (King 316; Grey 2, 327 f.). Man trägt die Leiche im Trauerzug hin; das Blut von den Trauerwunden wischt man an dem Laube ab, mit welchem man den Leichnam bedeckt (Grey 2, 328). Aufen wird das Grab oft mit Laub geschmückt (eb.), öfters eine Hütte darüber gebaut und an die Thüre derselben die zerbrochenen Speere des Tod-

man auf junge Krieger
Murray alle Oeffnungen
halten und setzt sie dann
sorgfältig in Ratten um
(Mugger 1, 60; 94).

Alte und besonders Jünger
(1, 298 f.). In den Ufern
einem kleinen Holzhaus in
dem Baum beigesetzt war
Port Macquarie wird in

Baum 10' hoch aufgehängt. Die Hochbergehenden werfen Holzstücke
darunter, welche später angezündet werden, wobei der Leichnam mit ver-
brennt (Breton 228). Verbrannt werden nach Mugger 2, 231 und
Harrington 27 nur die Alten in Kesseln und ihre Ufer so-
wie die jungen Leute begraben, im Südwesten Australiens und in
Portlandsbai alle Todte und zwar indem man sie in hohle Stämme
steckt und diese anzündet (1, 97; vergl. Bedler Glob. 13, 84). Nach
Stanbridge verbrennt man in Victoria nur die, welche an einer
ekelhaften Krankheit gestorben sind (Stanbridge trans. ethiol. Soc.
N. S. 1, 298 f.), nach anderem Bericht (Australia felix 139) auch
kleine Kinder, dagegen die Alten nach derselben Quelle einfach begra-
ben werden. Angesehene aber werden in sitzender Stellung an der
Luft getrocknet und später ausgedörret in einen hohlen Baum gesteckt,
was mit Anderen gleich geschieht. Man bewahrt die Leichen in ihren
Gräbern sehr sorgsam, damit böse Geister sie nicht holen (Bennett
1, 126; Macg. 1, 148). Auch in Höhlen setzt man die Todten
bei. Die Art und Weise des Begräbnisses ist also an ein und dem-
selben Ort sehr verschieden. Im Norden läßt man die Todten liegen,
bis sie verwest sind, dann bemalt man ihre Gebeine roth und schleppt
sie lange mit sich umher, bis man sie endlich in einen hohlen Baum
oder in einem Grabe beisetzt über welches man einen niederen Hügel
und Steine aufhäuft; bisweilen steckt man auch einen Stab an jede
Ecke (Macg. 1, 149, Earl J. R. G. S. 16, 240; Wilson 143).
Ähnlich erzählt Grey vom Nordwesten (1, 257), welcher dasselbe
große Hügel (22' lang, 13', 16' breit, 4', 5' hoch), vierreihige
und fünfzig Kugelhaufen von Steinen aufgeschichtet sah, welche
hergeholet sein mußten: im Innern war keine dunkle Erde

insel Toburg vom Feuer stammte, so lehrten die Todten nach uralter Ansicht in das Reich des Lichtes, in die Wolken, den Himmel zurück, wo man sie in schimmerndem Lichte glänzen sah. Daher dachte man sie weiß, hellgefärbt, lichtfarbig und als man nun mit hellgefärbten und so wunderbaren Menschen, mit den Europäern bekannt wurde, da übertrug man jenen Glauben auf diese und hielt sie für selige zurückkehrende Geister. Im Norden identificirte man die Todten mit den gelben Malaien (Macg. 1, 150). Uebrigens glaubt man zu Port Pinal auch, daß die Seele nach einem Eiland im fernen Ost oder West, — hierüber gehen die Meinungen auseinander — zurückkehre und zwar begleitet sie dahin ein Seevogel, der seine lautschreiende Stimme oft in der Nacht hören läßt (Wilh. 28 f.; Angus 1, 108). Eine solche Götterinsel haben wir schon kennen gelernt; es war die auf welcher Baiamai, der Gott des östlichen Australiens wohnt. Andere Südaustralier sind der Meinung, daß die Seele in das Pindi (Teicheln und Schürm. s. v. 39) d. h. Höhle, Gruft hinabgehn, welches man sich als geräumige unterirdische Grotte dachte, wo die Geister der Ahnen wohnen. Wir haben hier also einen Hades und eine so mannichfache Fülle der Anschauungen, daß wir auch hier wieder ganz natürlich sehen, es sind dies Trümmer früherer klarer ausgebildeter, nicht rohe Gedankenansätze eines tiefführenden Volkes, die sich

(Labill. 2, 50). Kängurnfell trug man schuhartig auch an den Füßen, sowie in Streifen um Hals und Arme. Als Schmuck trugen sie lange Schnüre um den Kopf und öfters auch um den Leib (Nixon 25; Labillard. 1, 189; 2, 29; 55; Coof 3. R. 1, 102, 107, 109, 120-1; Peron 2, 27; d'Urville eb.). Sie rieben sich mit Fett ein, malten sich mit Kohle schwarz und hatten, Männer und Weiber, ganz die symmetrischen Hautnarben der Neuholländer (Peron d. Ueb. 1, 303; Nixon 28; Coof 109; Labill. 2, 34), wozu die Weiber noch andere halbkreisförmige auf dem Bauch trugen (Labill. 2, 50). Ihre Nahrung ist ganz der neuholländischen gleich; Fleischnahrung überwog, namentlich Seethiere, auch Fische, was Coof (1, 102) irrtümlich leugnet (Nixon 26; Labill. 1, 189, 176). Sie kochten auf Kohlen (Labill. Vibra 9). Auch ihre Geräthe unterschieden sich in nichts, nur daß sie (Labill. 2, 43) hölzerne Kopfschmel hatten. Die Steine, welche Labillardiere sah und die in einen zunderweichen Stoff gewickelt waren, brauchen keine Feuersteine gewesen zu sein (Labill. 1, 177), vielleicht nur Kochsteine. An Amulette ist nicht zu denken, da sie einen Korb davon voll hatten. — Sie sangen nicht ungeschickt, rein und meist in Terzen (Lab. 2, 45; Peron 1, 304), oft sehr geschwind. Auch machten sie anmuthige Bewegungen beim Gesange, sie tanzten also dazu (Vibra 15). Einen unzüchtigen Tanz sah Peron (d. Ueb. 1, 304). Jede Gabe legten sie zu-

sie sich anfangs äußerst scheu und wenn sie nachher auch im Verkehr zutraulicher wurden, so waren sie nicht dahin zu bringen, Speise von ihnen anzunehmen, was sie auch den Kindern verboten (Zabill 2, 42) ja selbst die Hummern, welche die Europäer vor ihren Augen fingen, schingen sie aufs hartnäckigste aus. Hieraus können wir den sichern Schluß ziehen, daß auch sie die Europäer für zurückkehrende Geister hielten, deren Speise allerdings für Menschen gefährlich ist. Die Todten wurden theils verbrannt, theils in hohlen Bäumen aufgestellt oder unter Bäumen begraben (Nixon 30; Braim 2, 266), an anderen Orten auch in Höhlen beigesetzt und über ihnen eine Pyramide von Steinen und Baumrinde aufgethürmt (Braim 2, 268). Auch da, wo man sie verbrannte, wird wenigstens die Asche begraben und auf dem Grabe eine eigenthümliche kegelförmige Hütte errichtet, von vier Stangen gebildet, welche mit Rinde bedeckt an der Spitze hervorragten. Innen war eine Art Gewölbe von Flechtwerk und darunter von Gras und Steinen das Grab (Peron d. Lieb. 1, 320 f.). Auf einem Grab dieser Art bemerkte Peron (eb. 324) auf der Rindenfläche des Daches Zeichnungen, welche ganz den Charakteren gleich waren, mit denen sie ihren Vorderarm tattrirten — zum Beweis, daß auch hier das Tattriren ursprünglich nur das Aufmalen der Darstellung des Schutzgottes ist. Peron sah an ihnen Narben von

nun die fortwährenden blutigen Verfolgungen der Eingeborenen, welche man niederschloß, wo man sie traf, deren Weiber aber man einfing oder verlockte, um in wider Ehe mit ihnen zu leben! Diese Verhältnisse wurden nicht besser, als 1821 (Mont. Martin 211) sich auch Einwanderer direkt von England her einstellten. Wie es zugeht, läßt sich aus dem erkennen, was Stokes 2, 460 erzählt, daß ein Freund von ihm in Vandiemenland mit zwei Eingeborenen reiste und fast von jedem, der ihm begegnete, gefragt wurde: „wo habt ihr die gefangen“? Die Colonisten behandelten sie eben nur wie wilde Thiere und konnten sich etwas Anderes gar nicht denken. Und doch waren die Eingeborenen furchtsame Menschen, die auch nur zwei Bewaffnete nicht angriffen: aber endlich erhoben sie sich zum wildesten Verzweiflungskampf, sie mordeten nun auch, wen sie fanden, sie plünderten, zündeten dann rücksichtslos an, auch da, wo sie vielleicht gutes genossen hatten (Bischoff Appendix). Namentlich seit 1826 wurden sie gefährlich und bei dem zerklüfteten und dicht bewaldeten Inneren der Insel war es kaum möglich, ihnen beizukommen, zumal sie die vollkommenste Terrainkenntniß und die schlaueste Geschicklichkeit, jeden Umstand zu benutzen, besaßen. Auch sie entgingen oft, wenn die Verfolger ihnen auf den Fersen waren, durch plattes Niederwerfen auf den schwarzen Boden, durch unbewegliches Stillstehen, wo sie selbst in ziemlicher

(Colon. Magaz. 22, 125). Wenn man sie aber unverbesserliche Wilde und ohne alle Fähigkeit für die Cultur genannt hat, so haben wir schon oben gesehen, wie falsch diese Behauptung, die meist von einzelnen verkommenen Individuen abstrahirt wurde, wie einseitig sie war. Die Hauptursache an dem Mißlingen, an dem Aussterben der Neuholländer, über welche Baird schon im ersten Bande dieses Werks gehandelt hat, daher wir hier nur einzelne Hauptsachen berühren, liegt nicht in den Missionären: sie liegt einzig und allein in der Art, wie die Weißen, die Engländer mit ihnen umgegangen sind. Turnbull erzählt, um ihre Unverbesserlichkeit, ihre Unfähigkeit zur Cultur zu zeigen, von jenem Banelong, welchen Philipp mit Wohlthaten überhäuft und mit nach England genommen habe, der aber nachher entlaufen und ein völliger Wilder geblieben sei. Aber man muß auch wissen, wie er zu Philipp kam. Er war einer der ersten und berühmtesten Krieger seines Stammes und wurde gewaltsam-lüftig gefangen, dadurch daß man ihm eine Fackel, die man ihm als Geschenk gab, verkehrt anzog und den nun lächerlich-Hülfslosen wegschleppte (Turnbull 37). Dann ward er als „Probeexemplar“ (Turnb. 38) mit nach England genommen. Andere „Probeexemplare“ fing man durch gelegte Schlingen, legte ihnen, damit sie nicht entflöhen, Fußschellen an, wie sie die Verbrecher vor ihren Augen trugen und suchte sie zu

XXIX	25	v. u.
XXXI	24	v. u.
XXXIV	12	v. o.
143	16	v. o.
197	16	v. o.
223	14	v. u.
224	8	v. o.
225	2	v. u.

8.	40	Belte	8 v. u.	lies 1
"	93	"	2 v. u.	" 2
"	112	"	7 v. o.	" 3
"	331	"	12 v. o.	" 4

•

▪



